

MITTEILUNGEN  
DES  
VEREINS FÜR KASCHUBISCHE  
VOLKSKUNDE

IM AUFTRAGE DES VEREINS

HERAUSGEGEBEN

VON

I. GULGOWSKI-SANDDORF

---

HEFT VII  
(ZWEITER BAND, II. HEFT)

---

LEIPZIG  
OTTO HARRASSOWITZ  
1912

PREIS 2,00 M.

# INHALT.

	Seite
Bernhard Schmid, Über ältere Holzbauten in der Kaschubei . . . . .	65
Paul Paschke, Das Strelliner Laubenhaus . . . . .	75
I. Gulgowski, Beiträge zur Volkskunst in der Kaschubei . . . . .	78
Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. 5. Johannes Patoek: Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Strellin Kr. Putzig	90
Sagen. Paul Paschke: Zur Sage vom »Sackstein« bei Groschin . . . . .	91
Johannes Patoek: 14. Die Löbscher Kirche . . . . .	92
Johannes Patoek: 15. Johannswurz . . . . .	95
Sitten und Gebräuche: Leo Müller: 5. Hirtenhorn und Ringstock. . . . .	96
Dr. Lorenz: 6. Hochzeitsbittersprüche und Lieder, Kr. Neustadt	98
Volkslieder. Johannes Patoek: 6 Volkslieder mit Melodie aus Strellin, Kr. Putzig . . . . .	101
Aberglaube. J. Patoek: 5. Allerlei Aberglaube aus Strellin, Kr. Putzig	102
Kleine Mitteilungen. . . . .	105
Anzeigen: Seefried-Gulgowski: Von einem unbekanntem Volke in Deutschland. — Hausfleiß in der Kaschubei. — Hausfleißboden in Westpreußen. — Alexander Treichel: Volkslieder und Volks- reime aus Westpreußen. — Eduard Roese: Lebende Spinnstuben- lieder. — Gehrke, Hecker, Preuß, Schwandt, Die Provinz Westpreußen in Wort und Bild. — Dr. Rudolf Bonin: Geschichte der Stadt Stolp. — Walther Bartholdy: O Stolpa, du bist ehren- reich. — Jorosz Derdowski, O Panu Czorlińseim eo do Pucka po sece jachoł . . . . .	106

## ABBILDUNGEN.

1. Alte Schutzholz-Kirche zu Wielle Kr. Konitz . . . . .	68
2. Laubenhaus in Lesno Kr. Konitz . . . . .	71
3. Das Strelliner Laubenhaus . . . . .	76
4. Grundriß der Laubenhäuser in Strellin. . . . .	77
5. Türfüllung eines gemalten Geschirrschranks in Weitsee Kr. Konitz	81
6. Hinterglasmalereien. . . . .	87
7. Bemalte Tonschüssel . . . . .	89
8. Der Mehlsack auf der Grenze zwischen Gelsin und Odorgau . . . . .	92
9. Das Hirtenhorn . . . . .	97
10. Hirtenstab-Ringstock . . . . .	98

Beiträge für die »Mitteilungen« und Bücher zur Besprechung sind an I. Gulgowski in Sanddorf bei Alt-Bukowitz W.-Pr. zu senden.

Der Jahresbeitrag, wofür die Mitglieder die Vereinszeitschrift unentgeltlich erhalten, beträgt 3 M. und ist bis zum 1. Februar unter der Adresse »Verein für kaschubische Volkskunde. E. V. Karthaus Westpr.« porto- und bestellgeldfrei einzusenden.

## Über ältere Holzbauten in der Kaschubei<sup>1)</sup>.

Von Bernhard Schmid, Provinzial-Konservator für Westpreußen.  
(Mit zwei Abbildungen.)

Die Wahl des Themas bedarf vielleicht einiger Rechtfertigung. Gehört doch das Holz heutzutage leider zu den minder geschätzten Baustoffen. Ein Ziegelrohbau oder die Bauweise aus Kunstsandstein oder Eisenbeton erscheint uns als das Begehrenswertere und Normale, und mit einem gewissen mitleidigen Achselzucken spricht man es aus: »Ach, das ist ja nur ein Bohlen- oder Fachwerkhaus, ein Schindeldach.« Und doch weiß ein solches Haus uns viel zu erzählen. Die Art der geschichtlichen Forschung und Betrachtung hat seit einem Jahrhundert etwa ihren Horizont ständig erweitert, und neben den Zahlen und Ereignissen der äußeren Politik verfolgen wir jetzt auch die geistigen Kräfte des Volkes, die jene Politik beeinflussen, religiöse Kultur und Bildung und das wirtschaftliche Leben. Zu den geschriebenen Urkunden tritt die mündliche in der Volkssprache, der Volkssage und dem Volksliede, treten endlich auch nicht als unbedeutendste die sichtbaren und greifbaren Formen des Wirtschaftslebens in Haus, Gerät und Tracht, im Ackerbau mit allen seinen Nebenzweigen. Ebenso wie die Kenntnis dieser Wirtschaftsurkunden uns erst die Beziehung zwischen dem Menschen und seiner Geschichte in früheren Jahrhunderten klarlegt, so gibt sie auch wertvolle Winke für die Lösung moderner Kulturaufgaben. Wenn wir daher in alten Holzbauten der Kaschubei solch kulturhistorisches Quellenmaterial besitzen, dann sollte es auch unsere Pflicht sein, es allseitig zu erforschen.

Am Anfange aller baulichen Entwicklung in den Ländern Europas steht der Holzbau, mögen wir unsere Blicke nun auf

<sup>1)</sup> Der nachstehende Aufsatz ist die Niederschrift eines am 19. November 1909 in Karthaus im Verein gehaltenen Vortrages, der durch die Ausstellung von Aufnahmen alter Holzbauten erläutert wurde. Es mußte daher der ausführliche Literaturnachweis unterbleiben, ebenso das spezielle Eingehen auf Einzelfragen. Statt Kaschubei würde ich heute stets Pommerellen gesagt haben.

die hellenischen, die germanischen oder die slavischen Völker werfen. Dichter Urwald deckte einst Europa<sup>1)</sup>, und ehe man durch Rodung sich Steinbrüche oder Lehmlager freilegte, war das Bauen mit den Baumstämmen des Waldes die einzige Möglichkeit. Aber auch in Zeiten vorgerückter Kultur blieb die Verwendung des Holzes immer noch die leichtere und zweckmäßigere Bauweise, da die Baustoffe nahe dem Bauplatz, aus dem Gemeindewalde entnommen werden konnten und von den Handwerkern nur »der Zimmermann«, der in alter Zeit zugleich Schreiner und Wagener war, wohl überall zu finden war. Für Maurer hat es in entlegenen Gegenden noch bis in die neueste Zeit hinein an lohnender Arbeit gefehlt, und vor allem erfordert die Herbeischaffung des Kalkes und in unseren Gegenden das Brennen der Ziegel einen Aufwand an barem Gelde, den nur wirtschaftlich begünstigte Landstriche zu leisten vermögen.

Ich will in diesem Zusammenhange noch auf die Herkunft einiger Fachausdrücke in der deutschen Sprache hinweisen. Die Wörter Mauer, Ziegel, Mörtel, Kalk, Gewölbe, Pfeiler sind dem Lateinischen entnommene Lehnwörter. Deutsche sind dagegen Zimmer, Schwelle, Stiel, Ständer, Säule, Pfosten, Balken, Holm, Rohne, Sparren, Knagge, Bohle, Diele, Brett, Dübel, Pflock. Ähnlich ist's im Polnischen.

Für die preußische Sprache gibt uns einen wertvollen Fingerzeig das bekannte Elbinger Vokabular des 15. Jahrhunderts, dessen Wortschatz nur Worte aus dem Holzbau verdeutscht und allein für den Begriff »Feuermauer« »Kamenis« angibt.

Aus dem Gebiete der eigentlichen Kaschubei haben wir auch einige urkundliche Belege für die frühe und vielseitige Anwendung des Holzbaues. 1258 wurde in einer Urkunde Herzog Sambors das Vorhandensein einer hölzernen Kirche in Pogutken erwähnt<sup>2)</sup>. 1310 geben die Markgrafen Waldemar und Johann der Stadt Stolp ein Stadtgebiet, sobald die Stadt mit Planken befestigt sei<sup>3)</sup>. 1399 schenkt der Hochmeister der Stadt Bütow 10 Mark, die

<sup>1)</sup> Vgl. das Buch von Hans Hausrath, Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft. Leipzig und Berlin 1911.

<sup>2)</sup> Perlbach, Pommerellisches Urkundenbuch I, S. 144.

<sup>3)</sup> Ebd. I, S. 607.

Planken an der Stadt zu bessern<sup>1)</sup>. Aus dem Jahre 1414 haben wir im Schadenbuche des Deutschen Ordens Berichte über den damaligen Zustand einiger zerstörter Kirchen, so z. B.: »Item im selben tage wart verbrant ezu Steinborn eyne huleczynne kirche uff dy grunt mit eyne holtczyne glagthorne«<sup>2)</sup>. Für das 16. Jahrhundert haben wir in den Protokollen der Rozrazewskischen Kirchenvisitationen seit 1583 wichtige Quellen.

Das Dekanat Danzig hatte unter 10 Kirchen eine hölzerne,

»	»	Putzig	»	»	17	»	6	»
»	»	Mirchau	»	»	16	»	13	»

Im Kern der Kaschubei, den heutigen Kreisen Karthaus und Berent überwiegt also der Holzbau. Die Dekanate Stargard und Hammerstein hatten nur in ihren äußeren Teilen Gebiete der Kaschubei, und in diesen waren sämtliche Dorfkirchen von Holz, im Dekanat »Zaborzensis« fünf, im Dekanat Hammerstein sechs. Die Pfarrhäuser waren, soweit Angaben gemacht werden, durchweg hölzern.

Aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, 1616 gestatten die Kloster Willküren von Oliva und Karthaus einigen Rückschluß auf die heimische Bauweise. Ziegel werden nirgends erwähnt; dagegen wird das Holzhauen und das Auffahren des Holzes bei Neubauten geregelt.

Ich hoffe, daß diese Hinweise genügen werden, um Ihnen unsere heute noch stehenden Holzbauten als letzte Zeugen einer durch Jahrhunderte geübten Bauweise zu beglaubigen.

Die vorhandenen Baudenkmäler gliedern sich in zwei große Gruppen, die Kirchen- und die Bauernhäuser.

Entsprechend der oben mitgeteilten Statistik haben wir auch heute in den Kreisen Neustadt und Putzig nur wenige Holzkirchen, und diese sind ausgemauerte Fachwerkbauten neueren Datums. Der Schurzbohlenbau ist dagegen in den Kreisen Bütow, Karthaus, Berent und den Randbezirken von Konitz, Schlochau und Pr. Stargard heimisch und war vor kurzem durch zehn Beispiele vertreten.

Fünf charakteristische Schurzholzkirchen, von denen drei schon wieder verschwunden sind, kann ich Ihnen im Bilde hier

<sup>1)</sup> Trestlerbuch, Fer v. Joachim S. 22.

<sup>2)</sup> Staatsarchiv Königsberg. Ordensfoliant 5 b, S. 391.

vorführen. [Es wurden nunmehr Aufnahmen einiger Holzkirchen, die ausgehängt waren, erläutert, und zwar:

1. Der Kirchturm zu Lesno, Kr. Konitz, der noch dem späteren Mittelalter angehört.

2. Die katholische Kirche zu Sierakowitz, Kr. Karthaus, aus dem 17. Jahrhundert.



Alte Schurzholz-Kirche zu Wielle (Kr. Konitz).

Turmfahne stand die Jahreszahl 1733.

Ferner wurden Wegekreuze aus Baborz und Schwornigatz gezeigt und ein paar Schurzholzkirchen aus den Grenzgebieten zu Lubichow, Pinschin, Briesen und Borzyskowo kurz besprochen.]

3. Die Kirche zu Stüdnitz <sup>1)</sup>, Kr. Bütow, aus dem 17. Jahrhundert; in der Wetterfahne des Turmes steht die Jahreszahl 1775.

4. Die Kirche zu Schwornigatz, Kr. Konitz, erbaut 1700; in der Turmfahne steht die Jahreszahl 1740.

5. Die Kirche zu Lesno, Kr. Konitz, wohl aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts.

6. Die 1903 abgebrochene Kirche zu Wielle, Kr. Konitz, aus derselben Zeit wie die Lesnoer Kirche. In der

<sup>1)</sup> Lemcke, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Reg.-Bez. Köslin, Band II, Heft 2, S. 188. Stettin 1911.

Ganz erschöpfend ist das Material, das ich Ihnen bieten kann, leider nicht; aber ich glaube Ihnen doch wenigstens die hauptsächlichsten Typen vorgeführt zu haben.

In der Anlage des Kirchengebäudes herrscht eine gewisse Gleichförmigkeit, und die beiden Hauptbestandteile, Schiff und Presbyterium finden wir überall. In den älteren Kirchen ist das Chor nicht besonders abgesetzt und nur durch den polygonalen Schluß betont. Etwa von der Mitte des 17. Jahrhunderts an werden beide Bauteile deutlicher unterschieden, und es wird das Presbyterium gegen das Schiff etwas eingezogen. Die Abmessungen sind bescheiden und betragen für das Schiff 6,90 bis 12 m Breite und 12 bis 15 m Länge. Das Schurzwerk ist in allen Fällen mit äußerer Verbretterung verkleidet, und darin liegt mit ein Grund für die gute Erhaltung, wenn auch das Aussehen einen sehr herben Charakter dadurch gewinnt. Bereichert wird das Bild aber durch allerlei Anbauten, die sich malerisch zwanglos dem Kern anfügen, so in Sierakowitz, wo eine Barbarakapelle angebaut ist, und ganz besonders in der reizvollen Kirche zu Wielle. Vor allem sind es die Turmbauten, welche den Kirchen ihr bestimmtes Gepräge verleihen — Sie sehen, wie jeder Turmhelm anders gestaltet ist — und die auch die sicherste Datierung ermöglichen, wo andere Urkunden fehlen. Der Lesnoer Turm hat noch die durchgehenden Pfosten und die vorgeblatteten und verkreuzten Streben der gotischen Zimmermannskunst, der Schwornigatzer Turm, der jüngste dieser Reihe hat schon vollkommene Teilung in mehrere Absätze mit einfachen und verzapften Stielen. Die anderen Türme bilden dann Zwischenglieder dieser Entwicklungsreihe.

Ein bestimmtes Lokalkolorit in der Stilbildung ist aber nicht wahrzunehmen. Die Lesnoer Glockenlaube finden Sie noch häufig in Werder, in Stüblau, Schönsee, Fischau u. a. O. Der schlanke Groß-Tuchener Turmhelm entspricht dem allgemeinen Gebrauche des Mittelalters und ist überall heimisch. Die welschen Hauben in Stüdnitz, Wielle und Schwornigatz spiegeln die Entwicklung des Barockstils. Die Ringhalle am Sierakowitzer Turm finden Sie unter anderen auch in Fürstenau bei Elbing und Gersdorf bei Konitz. So ist also der architektonische Entwurf gleich den geschnitzten Altären, den Glocken und Kelchen aus der Stadt importiert.

Wir müssen schon tiefer uns in das Wesen der Kirchen versenken, um ihre Zugehörigkeit zur kaschubischen Heimat zu verstehen, etwa im Gegensatze zu den zahlreichen Holzkirchen des Löbauer Landes. Das Schindeldach ist in der Kaschubei ganz besonders heimisch, und es verleiht den Dachflächen jene wunderbare harmonische Färbung und weiche Modellierung. Die Nagelung der Dielen, hier und da auch noch der Schindeln, geschieht durch Holznägel, so daß manchmal nur die Türbeschläge und der Turmknauf Eisen aufweisen. In dieser Bevorzugung der Holzverbände erblicke ich eine Eigenart der Kaschubei, ein Fortleben uralter Handwerksbrauche in einem Lande, dessen wirtschaftliche Lage nicht zur Einführung von Neuerungen drängte. In diesem Baumaterial sind denn auch ein paar merkwürdige Beispiele von Verzierungen erhalten: an den Verbandhölzern der Glockenlaube in Lesno, innen, sodann außen an den Dielen des Chorpolygons in Stüdnitz und an einigen Schurzbohlen aus Wielle, die jetzt das Marienburg-Museum birgt. Es sind mit einem scharfen Schnitzmesser eingeschnittene Ornamente, bäuerliche Umbildungen von Motiven städtischer Kunst. In keinem anderen Teile Westpreußens habe ich bisher Ähnliches beobachtet, und Sie dürfen in diesen Bildungen mit Fug und Recht die Betätigung einheimischer Volkskunst erblicken.

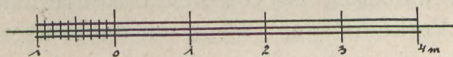
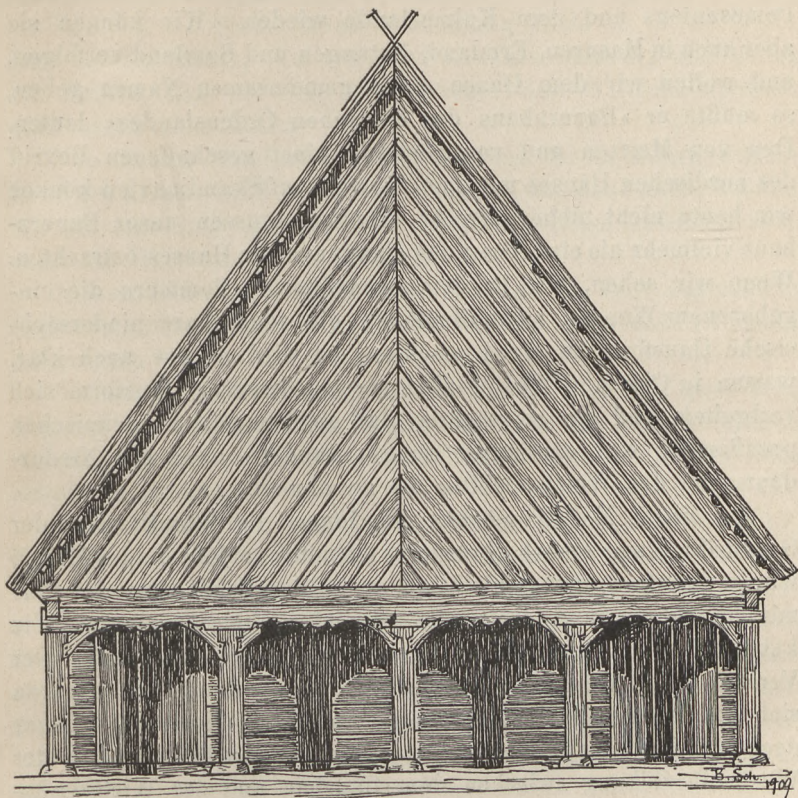
Eine gewisse Eigenart besteht auch in der Lage der Kirchen, nicht immer inmitten des Dorfes, sondern häufig am Rande, wodurch sie mit der Natur um so inniger verknüpft werden. So ist es in Stüdnitz, wo ein paar prächtige alte Linden die Kirche einrahmen, so in Schwornigatz, von dessen unbepflanztem Kirchhofe man einen weiten Ausblick auf Hügelreihen des baltischen Höhenrückens hat, so in Lesno, dessen Turm mit den Kirchhofsbäumen und dem See zu einem Ganzen verschmolzen ist.

Auch das Bachorzer Kreuz möchte ich hier nochmals erwähnen, man sieht dort auf den Müskendorfer See und die jenseitigen Waldungen, auf ein Stück großer, weiter Gottesnatur, das uns zwingt zur Andacht.

Ich wünschte wohl, daß alle Landeseingeborenen den Zauber ihrer alten Kulturdenkmäler bewußt empfänden, dann wäre es nicht so schwer, dem Lande diesen Schmuck zu erhalten.



Nun einen Schritt weiter zu den Wohnungen des Menschen. Herr Gulgowski hat in dem dritten Hefte Ihrer Mitteilungen die Hausformen sehr übersichtlich und anschaulich zusammengestellt. Was ich Ihnen daher heute vorführe, sind nur ein paar Ergänzungen.



Laubenhaus in Lesno, Kr. Konitz.

1. Bauernhaus Mroch aus Gelsin, Kr. Putzig;
2. Bauernhaus aus Kelpin, Kr. Karthaus;
3. zwei Häuser aus Lesno, Kr. Konitz;
4. das bekannte Museumshaus in Sanddorf, Kr. Berent;
5. Haus aus Skorschewo, Kr. Karthaus.

Aus den Grenzgebieten des Stargarder und Schlochauer Kreises habe ich noch ein paar Beispiele hinzugefügt. Auf die einzelnen örtlichen Abwandlungen will ich hier nicht näher eingehen, die Grundform ist jedenfalls überall die gleiche und sie kehrt auch in den anderen Teilen Westpreußens, der Weichselniederung, Pomesaniens und dem Kulmerlande wieder. Wir können sie aber auch in Masuren, Ermland, Natangen und Samland verfolgen, und wollen wir dem Hause einen gemeinsamen Namen geben, so müßte er »Bauernhaus des deutschen Ordenslandes« lauten. Den von Meitzen und von Henning einst geschaffenen Begriff des nordischen Hauses mit dem Hinweis auf Skandinavien können wir heute nicht mehr aufrecht erhalten, müssen unser Bauernhaus vielmehr als eine Abart des oberdeutschen Hauses betrachten. Wenn wir sehen, wie in dem benachbarten Pommern die eingeborenen Wenden sich allmählich die sonderbare niedersächsische Hausform zu eigen machten, so wird es uns auch klar, warum in Ost- und Westpreußen die oberdeutsche Hausform sich verbreitete und gar so mächtig, daß nicht nur die Einheimischen preußischer und slavischer Zunge, sondern auch die Niederdeutschen des Weichseldeltas sie annahmen.

An einem Modell möchte ich Ihnen die Wandlungen der Grundrißbildung innerhalb unseres Gebietes vorführen (das Modell wurde erläutert), immer bleibt als unveränderlicher Kern der Flur mit Rauchfang und die Stube mit oder ohne Kammer. Wie haben wir uns nun diese Umwandlungen zu erklären? Der Versuch einer rein ethnologischen Unterscheidung mißlingt, da sich die Grenzen der Völkerstämme und Hausformen nicht immer decken. Die Lösung des Problems liegt meines Erachtens in der Wechselbeziehung zwischen dem Hausbau und der Wirtschaftsform, die indes abhängig ist von den Bodenverhältnissen, dem Klima und der Verkehrslage. Wenn wir daher über das kaschubische Haus, das ja unbestritten eine klar erkennbare Sondergruppe im Gebiete des Deutschordenslandes darstellt, uns Gewißheit verschaffen wollen, so werden wir unserer Forschung neue Aufgaben stellen müssen. Zunächst die Wirtschaftsform. Größe und durchschnittliche Bodengüte eines Bauernhofes, Felderteilung, Größe der Viehhaltung. Ertrag des Bauernhofes. Ferner: die Verhältnisse der kleinen Wirtschaften, der Tagelöhner, der Fischer.

Der durchschnittliche Grundsteuer-Reinertrag nach dem amtlichen Gemeindelexikon für die Provinz Westpreußen beträgt auf 1 ha

in Sanddorf . . . . .	0,86 <i>M</i>
» Heisternest . . . . .	0,97 »
» Lesno . . . . .	2,67 »
» Stalle, Kreis Marienburg	43,22 »

Dies ist der Hebel, den wir jetzt ansetzen müssen, und es ist ein Fehler, daß so viele Hausforscher den Wirtschaftsbetrieb ganz außer acht lassen.

Von diesem Standpunkte aus verstehen wir es sofort, warum hier ein kleiner Stall neben der Ecklaube ist, dort nicht, warum wir oft eine oder gar zwei Kammern antreffen, zuweilen aber auch nur die Stube ohne Kammer.

Als schlichtestes Beispiel weise ich auf das dort abgebildete Schwornigatzer Haus hin und dann auf die leider noch zu wenig erforschten Häuser der Lebakaschuben.

Verwandte Erscheinungen finden Sie in fremden, ganz weit abgelegenen Ländern. Ich meine hier nur die hoch gelegenen Alpenhäuser bis zu den Holzknechthütten oder die ältesten lettischen Bauernhäuser.

Immer finden wir aber im kaschubischen Haus die zwei Urbestandteile: Flur und Stube. Der Flur ist der älteste Bestandteil und enthält den Herd. Daher heißt er auch oft »Haus« schlechthin, z. B. in der Koschneiderei oder hierzulande »dom«. Das wesentliche Merkmal der Stube ist der Ofen; in dem deutschen Worte Stube und dem slavischen izba erblicken die Sprachforscher einen Wortstamm, und es würde dies den Schluß zulassen, hier uraltes Gemeingut beider Volksstämme noch zu besitzen.

Wichtig ist nun die Art, wie diese Feuerstätte gestaltet wird. Der Herd steht innerhalb eines besonderen ummauerten Kochraumes, über den sich ein mächtiger Rauchfang wölbt. Der Stubenofen ist begrifflich nichts anderes, als ein vom Herde aus befeuerter Backofen. So hat das Haus nur eine Feuerstelle. Selbst wenn man die Kammer heizbar macht, geschieht die Feuerung immer vom Herde aus. Dieser gemauerte Herdraum, die sogenannte schwarze Küche ist typisch für die Bauernhäuser des deutschen Ordenslandes und technisch eigentlich nichts an-

deres als die überwölbten Herdanlagen in den Burgen jener Zeit, auch des Deutschen Ordens.

Gleiche Herdräume finden sie im lettischen Bauernhause und im Böhmerwaldhause. Eine Besonderheit ist nun bei uns, also auch im kaschubischen Hause der Kamin neben dem Stubenofen, der von der Stube aus benutzt wird, seinen Rauch aber zum Herdmantel entsendet. Der Zweck dieser Einrichtung ist es, die tägliche Arbeit der Hausfrau ganz auf die Stube zu beschränken, so daß der Herd in der schwarzen Küche dann meist unbenutzt bleibt und als Waschküche dient.

Diese Kombination von schwarzer Küche, Ofen und Kochkamin hat das kaschubische Haus mit allen andern Gruppen des Deutschordenslandes gemein.

Wollen wir also das kaschubische Haus näher definieren, so ist es die durch den Landschaftscharakter bedingte Abart des im Ordensstaate allgemein verbreiteten oberdeutschen Hauses.

Die Abhängigkeit von der Landschaft zeigt sich besonders in der Wahl der Baustoffe. Das Eisen wird hier noch spärlicher als in den Kirchen verwandt, und auch die Ziegel waren oft zu kostbar. Holz für Schurzbohlen, Dielen und Nägel, Rohr für das Dach und Lehm für den Estrich und den Ofen bilden die ausschließlichen Baustoffe. Diese Voraussetzungen bedingen aber auch zugleich das Fortleben alter Volkskunst und Bauweise bis in die heutigen Tage in einer Ausdehnung, wie sie bei Ziegelnbau nicht mehr möglich ist. Die Kongruenz des baulichen Bedürfnisses und seiner Lösung ist es gerade, die uns diese Häuser anziehend macht und zu ihrem Studium verleitet.

Über die Laube will ich mich absichtlich erst an letzter Stelle äußern. In der Häufigkeit, mit der sie bei uns an Bürger- und Bauernhäusern vorkommt, ist sie eine Spezialität des Ordenslandes. Sie aber deshalb als Charakteristikum des nordischen Hauses, das in Preußen gar nicht einmal vorkommt, anzusehen, wäre doch verfehlt. Lauben finden Sie überall, in Brandenburg, Sachsen und Schlesien, auch am Oberrhein, im Elsaß u. a. O., wenn auch zuweilen verschieden gestaltet. Für alle Lebensformen, die auf Hantierungen im Freien angewiesen sind, ist die Laube ein so nützlicher und unentbehrlicher Raum, daß er eben

aller Orten gebaut wurde. Nur das niedersächsische Haus mit seiner mächtigen Diele konnte hierauf verzichten.

Uns Modernen erfreut aber die naive Verzierungskunst an den Ständern und Balken der Lauben, wobei ich jedoch betonen möchte, daß auch hierin der kaschubische Zimmermann die Formen anwendet, die er anderswo auf der Wanderschaft in Deutschland gesehen hatte.

Viele Einzelbilder von Bauernhäusern habe ich Ihnen leider nicht vorführen können, aber ich möchte den Verein durch diese Worte anregen und ermutigen zur weiteren umfassenden Forschung. Die Form des Herdes und des Ofens, die Ausbildung von Flur und Laube, die Abhängigkeit der Hausform von der landwirtschaftlichen Verfassung, die handwerkliche Behandlung des Holzes im Hausbau wie im Möbel und Gerät, die geographische Verbreitung der einzelnen Typen. Diese fünf Kategorien kämen hier in Frage, und in erster Linie brauchen wir da gute architektonische Aufnahmen. Mir schweben dabei ähnliche Arbeiten aus anderen Gebieten vor, so von Bielenstein über lettische Holzbauten, von Meringer und von Bancalari über das österreichische und das Alpenhaus, Arbeiten von klassischem Werte, die zugleich wichtiges Vergleichsmaterial liefern.

Hier in der Kaschubei haben Sie einen noch ungehobenen Schatz von gleicher Gediegenheit. Die Erhaltung der hölzernen Häuser wird auf die Dauer kaum möglich sein, und ich glaube, daß im Jahre 1950 höchstens noch ein halbes Dutzend stehen werden. Um so mehr ist es heute Pflicht, alles, was jetzt noch steht, zu sammeln und wissenschaftlich zu verarbeiten.

Ich möchte Sie gern davon überzeugt haben, daß Sie Hüter kulturgeschichtlicher Urkunden von hohem Werte sind. Bisher waren sie fast unbekannt und wenig geachtet, möchte jetzt eine neue Zeit anbrechen, da man ihnen Liebe und Verständnis entgegenbringt.

---

## Das Strelliner Laubenhaus.

Von Paul Paschke. (Mit einer Abbildung.)

Auch im nördlichsten Teile der Kaschubei, in den Küstendörfern des Kreises Putzig, ist das Laubenhaus noch vertreten

(cf. diese »Mitteilungen«, Heft III, S. 89). So finden sich in dem Fischerdorf Kußfeld auf der Halbinsel Hela noch zwei alte Häuser mit Ecklauben, in Schmollin unweit Putzig steht ein Laubenhaus, dessen Alter man auf 200 Jahre schätzt, und ein jüngeres, das frühere Schulhaus, und in Strellin, einem Kirchdorf auf der Schwarzauer Kämpe steht ein altes Bauernhaus mit eingebauter Giebellaube (Abbildung), das einem besonderen Typus anzugehören scheint.

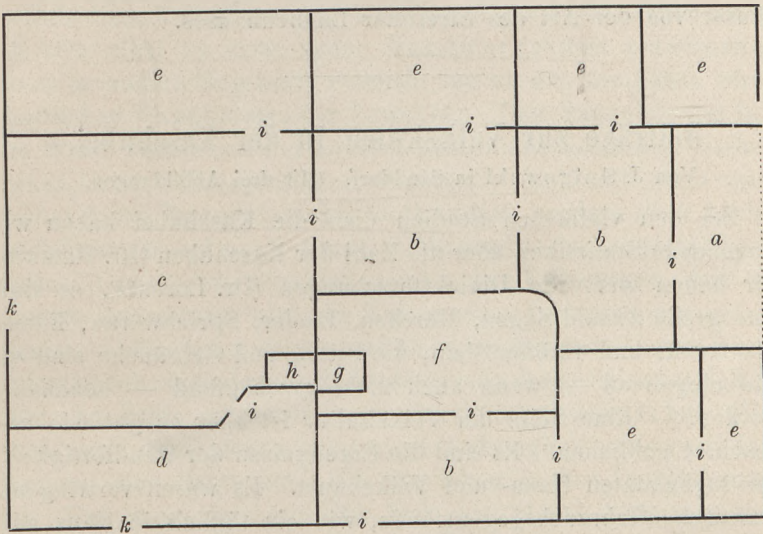


Das Strelliner Laubenhaus.

Auf den ersten Blick glaubt man, einen Fachwerkbau vor sich zu haben. Unter der Kalktünche tritt das Balkenwerk deutlich hervor; die Fächer sind mit Lehm ausgeklebt. Dagegen findet man auf dem der Laube entgegengesetzten Giebel eine aus über einander gelegten Balken bestehende Holzwand mit vorstehenden Balkenenden; seltsamerweise stehen sie aber nicht an den Hausecken über, sondern ungefähr  $1\frac{1}{2}$  m von ihr entfernt. An diesem Giebel befindet sich auch das Fenster, das ursprünglich das einzige des Gebäudes war; das auf der Abbildung sichtbare Fenster in der Langseite ist erst neuerdings

eingesetzt worden. In dem Laubengiebel wird das Fenster durch eine geteilte Tür vertreten, wie sie auch bei den alten Helaer Fischerhäusern zu finden ist, doch auch anderweitig im Putziger Kreise, z. B. in der Lissauer Mühle.

Das Haus hat drei Flure, sieben Kammern und eine Wohnstube. Die Verteilung der Räume wird durch den nachstehenden, von Herrn Patock aufgenommenen Grundriß veranschaulicht.



Grundriß des Laubenhauses in Strellin. Maßstab 1:150.  
*a* Vorlaube, *b* Flur, *c* Wohnstube, *d* Schlafkammer, *e* Kammer, *f* Küche,  
*g* Herd, *h* Ofen, *i* Tür, *k* Fenster.

Die Erklärung für die auffallende innere und äußere Einrichtung des Hauses liegt darin, daß es nicht mehr seine ursprüngliche Gestalt besitzt. Die ältere Form der in jener Gegend früher häufig vorkommenden Laubenhäuser war, nach einer Mitteilung von Herrn Lehrer Zengerski aus Strellin, sehr lang und schmal mit weit überstehendem Dach und einer nach der Straße zu gelegenen Halle (Laube), die von Pfosten getragen wurde und nach drei Seiten hin offen war. Als mit der Zeit der einzige Wohnraum nicht mehr ausreichte, wurden die Langseiten des Hauses bis gegen die Dachenden ausgebunden und ausgelehmt.

Auch die Laube wurde in ähnlicher Weise zugebaut, nur daß hier noch eine kleine Laube übrig gelassen wurde.

Das Strelliner Laubenhaus dürfte aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts stammen. Ein ähnlich eingerichtetes Laubenhaus in Strellin, das vor einigen Jahren abgebrochen wurde, trug am Balken die Jahreszahl 1778. Vor 30 bis 40 Jahren, so versichern die älteren Leute jener Gegend, waren die meisten großbäuerlichen Wohnhäuser der Schwarzauer Kämpe Blockhäuser von der Art des Strelliner Laubenhauses.

## Beiträge zur Volkskunst in der Kaschubei.

Von J. Gulgowski in Sanddorf. (Mit drei Abbildungen.)

Bei den vielfachen Studien über die Kaschubei haben wir eingehende Statistiken über die Zahl der Kaschuben (Dr. Ramułt), wir haben wertvolle Dialektforschungen (Dr. Lorentz), es sind eine große Anzahl Sagen, Märchen, Lieder, Sprichwörter, Rätsel gesammelt und veröffentlicht, die Sitten und Gebräuche sind oft und eingehend — wenn auch nicht erschöpfend — behandelt worden. — Eine Seite der Volkskultur ist aber so gut wie unbeachtet geblieben. Es sind die Erzeugnisse der Handfertigkeit, der sogenannten Haus- und Volkskunst. Es waren vorwiegend praktische Gebrauchsgegenstände, wie sie täglich in Haus und Hof Verwendung finden, also Körbe, Siebe, Schaufeln, Harken, Kornmaße, Holzpantoffeln, Eimer, Tonnen, Boote, Stühle, Bänke, Tische usw. Diese Sachen wurden mehr oder weniger in jedem Bauernhaus gearbeitet, meist an den langen Winterabenden. Es fanden sich aber hin und wieder geschickte Leute, die bei den einfachen Formen nicht stehen blieben, und die Gegenstände mit dem Schnitzmesser oder mit Farbe verzierten. Sie entwickelten sich mit der Zeit zu sogenannten Dorfkünstlern, die ganz im Sinne und im Geschmack des Volkes schufen. Und von den Erzeugnissen sind uns bis heute Überbleibsel der Malerei, Schnitzerei, Flechtereie, Stickerei, Töpferei geblieben. Mögen diese Sachen im einzelnen noch so einfach sein, so müssen wir sie doch zur Volkskunst rechnen. Ja, es ist eine Volkskunst im wahrsten Sinne, wie wir sie bei den primitiven Völkern finden,



die unbeeinflusst ihre Gebrauchsgegenstände praktisch ausgestaltet und zugleich nach ihrem Geschmack und ihrer Phantasie verzierten. Denn wenn der Urmensch einen Stein mit Hilfe eines andern Steines zur Pfeilspitze, zum Beil formte, so war das Volkskunst. Und wenn der Kaschube sich aus Kiefernurzeln einen praktischen Gebrauchsgegenstand anfertigte, wenn er seine Möbel mit bunten Farben verzierte, so war das ebenfalls Volkskunst.

Daß diese Volkskunst auf einer niedrigen Stufe stehen blieb und sich nicht zu einer reifen Handwerkskunst entwickelte, wie es in andern Gegenden geschah, lag an den ärmlichen wirtschaftlichen Verhältnissen der Bewohner. Dem Sammler, der bei dem Worte Volkskunst nur an reich geschnitzte Schränke, Tische, Truhen, feinste Einlegearbeit usw. denkt — (in Wirklichkeit sind es aber keine Erzeugnisse der Volkskunst, sondern einer hochentwickelten Handwerkskunst) — können die Sachen nicht imponieren. Um so wertvoller sind sie aber dem Folkloristen, dem sie wichtige Aufschlüsse über die Kultur eines Volksstammes geben können. — Ein jeder Gegenstand ist daher von besonderem Wert. Und es ist sehr zu bedauern, daß man gerade dieser Seite der Volkskultur bis dahin so gut wie keine Beachtung geschenkt hat. Ein Stück nach dem andern ging unwiederbringlich verloren. Ein Märchen, eine Sage, ein Lied, die leben in der Überlieferung fort. Und wenn im Laufe der Zeit eine kleine Änderung eintritt, so bleibt stets der Kern, der Sinn erhalten. — Ein prähistorischer Gegenstand liegt wohlgeborgen in der Erde. Er wird gefunden. Ob es nun zehn Jahre früher oder später sind. Aber wenn ein Stück alter Volkskunst vernichtet wird, so ist es eben fort und kann niemals ersetzt werden. — Die Gefahr der Vernichtung ist um so größer, je geringer der materielle Wert ist. Und bei den Erzeugnissen kaschubischer Volkskunst kommt meist die volkskundliche Bedeutung in Betracht. Daher sind die Überreste nur sehr spärlich. Der Verein für kaschubische Volkskunde will noch in letzter Stunde retten, was noch zu retten übrig bleibt. —

Bei den Studien über die kaschubische Volkskunst kann man sich leider auf keine Vorarbeiten stützen, da solche meines Wissens nicht bestehen. Wir müssen uns hier nur mit einer

Beschreibung der heutigen Funde begnügen. Selbst kaschubische Forscher, wie Dr. Tetzner, Dr. Nadmorski, Ceynowa schweigen sich über den Hausrat der Kaschuben vollständig aus, oder erwähnen ihn nur nebenbei.

### Die Malerei.

Die Malerei war eine Handwerkskunst. Sie entsprach aber so sehr den Anschauungen und Bedürfnissen des Volkes, daß man sie unbedingt als Volkskunst im wahrsten Sinne bezeichnen muß. Der Kaschube hatte eine besondere Vorliebe für lebhaft bunte Farben. Man kann es heute noch vielfach sehen, daß dort, wo die Leute ihre Stuben mit Tapeten nicht verhunzt haben und die Wände weiß tünchen, der Abschluß an der Wanddecke einen ultramarinblauen Streifen aufweist. Früher hatten sie sogar die Wände mit blauen Blumen verziert. Von diesen »Wandgemälden« hat sich aber nichts erhalten, da sie bei jedesmaligem Weißen übertüncht wurden. Die buntgemalten Möbel haben sich aber noch bis in die Gegenwart erhalten. Die Vorliebe dafür erklärt sich aus der Art der Wohnräume. Die ältesten Häuser waren Schurzbohlenbauten mit wenigen und kleinen Fenstern, um die Sicherheit der Wände durch das Zerschneiden der Balken nicht zu gefährden. Die Wohnstube war meist geräumig, da das ganze Leben sich hier abspielte. Durch den grauen Lehmfußboden, die rauchgeschwärzte Decke hatten die Räume meist einen düsteren Charakter, zumal die kleinen Fenster nur wenig Licht spendeten. Es entsprang also gleichsam einem inneren Bedürfnis, diesen dunklen Raum durch möglichst bunte Farben zu beleben. Die Bemalung der Möbel, Truhen, Schränke, Stühle mußte in leuchtenden starken Farbkontrasten erfolgen, wenn sie in dem dunklen Raum wirken sollte. In einer hellen, lichten Stube würde man diese grelle Farbenwirkung als aufdringlich und unkünstlerisch empfinden, in einem dunklen Zimmer mit gedämpftem Licht verfließen die Farben zu einem harmonischen Ganzen und wirken belebend auf den ganzen Raum.

Die kaschubischen Dorfmaler waren Autodidakten. Das Malerhandwerk vererbte sich oft in einer Familie durch Generationen hindurch. Ein besonders achtbarer Stand waren sie jedoch nicht. Die »Dorfkünstler« mußten sogar die Erfahrung machen, daß

man die Kunst nicht gar zu hoch einschätzte. Es waren in den meisten Fällen sogenannte verfehlte Existenzen, zu keiner ernsten Arbeit fähig. »Sie waren Säufer, Diebe und — Maler.« Alle drei Beschäftigungsarten schien man gleich hoch zu bewerten. Fast in jedem größeren Orte, namentlich in den Kirchdörfern, gab es einen Dorfkünstler. Es war ein Universalgenie, der einfach alles verstand: er bastelte, schnitzte, zimmerte, tischlerte, malte — und trank.

Es muß aber unter diesen Dorfkünstlern eine ganze Reihe Leute gegeben haben, die ein beachtenswertes dekoratives Talent besaßen. In den Male-  
reien prägt sich oft ein Farbensinn und ein Farbenverständnis aus, das erstaunlich ist. Das Studienmaterial in der Holz- und Möbelmalerei reicht leider kaum 60 bis 70 Jahre zurück. Wir haben es also nur mit neueren Erzeugnissen zu tun. Wir können hier den wohlberechtigten Schluß ziehen, daß die früheren Arbeiten einen unvergleichlich höheren Kunstsinne offenbarten, als noch die naiven, natürlichen Anlagen des Dorfkünstlers völlig unbeeinflusst waren.

Aber auch unter den vorhandenen Überbleibseln finden sich recht beachtenswerte Arbeiten. Ein Geschirrschrank aus Weitsee im Kreise Konitz, der von einem Maler in Bruss gearbeitet wurde, beweist uns, daß der betreffende Dorfmaler ein hervorragendes Talent für Flächendekoration gehabt hatte. Die 1 cm tief eingelassene Türfüllung zeigt auf lavendelblauem Hintergrunde einen Strauß naiv stilisierter Blumen, der in einem nur auf Flächenwirkung gemalten Henkelkorb gruppiert ist. In der Mitte ist eine breite, behäbige Tulpe, in braungelb mit roter Umrandung und weißen Staubfädenfüllungen. Zu beiden Seiten stehen rote, mit weißen Strichen abgetönte Rosen.



Türfüllung eines gemalten Geschirrschranks in Weitsee im Kreise Konitz.

Als Füllung zwischen den drei gelben Stielen sind noch kleine, gelb umrandete Kreise, die man als Margueriten deuten kann. Direkt aus dem Korbe wachsen links und rechts zwei mit roten Früchten dicht besetzte Kirschzweige, die zur Erhöhung der Wirkung mit rotbraunen Tupfen umrandet sind, dunkelgrüne Blätter schließen das Einzelne zu einem Ganzen zusammen. In den Ecken sind weiße und rote Punktlinien angebracht, die die ornamentale Wirkung erhöhen. Ein weißer Strich bildet den Randabschluß. Und die ganze Füllung steht in einem gelblich-braun gehaltenen Rahmen, der am Bildrande durch eine weiß geflammte Linie, die an den Ecken verknotet zu sein scheint, das ganze Bild deutlich hervorhebt.

Die oberste Leiste des Geschirrschranks weist die gleichen Rosen und Kirschzweige auf, dazwischen kleine Kreise. In der Mitte steht ein Herz mit einem roten Kreuz.

Nach Angabe des früheren Besitzers soll der Schrank etwa 80 Jahre alt sein. Man muß aber staunen, daß die Farben eine solche Leuchtkraft bewahrt haben.

Auf einem zweiten Geschirrschrank mit der Jahreszahl 1847, der aus Golluhn, Kr. Berent, stammt und in Altkischau angefertigt sein soll, besteht die Malerei in roten Ranken auf dunkelgrünem Grund. Zur Belebung sind die Blumenköpfe gelblichweiß abgesetzt. —

Nur auf dekorative Wirkung berechnet ist eine Spindtür in der Größe von  $140 \times 70$  cm, die aus Lampk im Kreise Konitz ist. Sie trägt die Jahreszahl 1850. Wo sie angefertigt wurde, konnte nicht ermittelt werden.

Der Untergrund zeigt ein feines Blaugrün. In der Mitte steht eine Henkelvase, woraus ein Busch Feuerlilien emporwächst. Eine Reihe hellroter Kelche wechselt mit einer Reihe weißer Blüten, aus denen wieder rote Staubfäden hervorschießen. Als Abschluß steht in der Mitte eine rote Blüte mit einer feinen punktierten weißen Linieneinfassung. — Auf den Leisten der Umrahmung stehen zu beiden Seiten Gläser, eine Art »stilisierte Römer«, woraus dunkelgrüne Ranken sich winden, die mit feuerroten Nelkenblüten gleichmäßig übersät sind. Die obere Abschlußleiste hat ein weißes, mit etwas Rot abgesetztes liegendes Blattornament, die untere Leiste hat die gleiche Blattform in

Rot. — Die Malerei ist auch hier nur als Flächenwirkung gedacht. Sogar die Vasen sollen nicht plastisch, sondern nur als Fläche wirken. Die Blumen kommen nicht aus dem Gefäß heraus, sondern sie schließen sich an den Außenrand an. —

Diese kaschubische Flächenmalerei finden wir ferner auf Truhen, Stühlen, Schüsselrehmen. Hauptsächlich werden Blumen bevorzugt, mit Vorliebe die Tulpe und die Rose. Sie wachsen meist aus einem Korb oder einem Gefäß heraus. Häufig findet sich auch das Herz- und das Kreismotiv. Seltener wurden Vögel und Tiere bei der Malerei berücksichtigt.

Wo die Farben nicht durch zu häufiges Scheuern und Waschen gelitten haben, sind sie noch von einer staunenswerten Frische und Leuchtkraft. — Dem Anscheine nach sind es Ölfarben, die zu der Malerei Verwendung fanden. Doch waren es ausschließlich Wasserfarben. Sie wurden ungemischt, also als Grundfarben, auf das Holz aufgetragen und nach dem Trocknen mit Firnis gestrichen. Dadurch erklärt sich ihre Haltbarkeit und Frische. —

Ein gänzlich unbekanntes Gebiet der kaschubischen Volksmalerei sind die auf der Rückseite des Glases gemalten Heiligenbilder, die sogenannte Hinterglasmalerei. Ganz zufällig wurde ich auf diese Erzeugnisse bei meinen Volksstudien aufmerksam. Es findet sich über die Ausbreitung und den Ursprung dieser Bilder in der Kaschubei auch nicht der leiseste Anhalt, so daß man nur auf Vermutungen angewiesen ist. Nirgends ist eine Angabe der Jahreszahl. Nur aus den Aussagen von alten Leuten konnte soviel festgestellt werden, daß die Bilder sehr alt sind, und sich, so lange sie überhaupt denken konnten, in der Familie vererbt hatten. Das Alter der Bilder kann man also durchweg auf 150 bis 250 Jahre schätzen.

Die Bilder findet man jetzt nur in ganz wenigen Exemplaren, und auch diese hatten bereits in den dunkelsten Winkeln ärmlicher Hütten ihr Dasein gefristet. Aus dem seltenen Auftreten der Bilder habe ich anfangs geschlossen, daß es sich um Werke handele, die für die Kirchen gearbeitet wurden, und nur durch Geschenk oder durch irgend einen Zufall in die Bauernhäuser gelangt sind. —

Vor drei Jahren fand ich aber in Gartsch im Kreise Karthaus bei einem armen Einwohner etwa 40 Bilder mit Hinterglasmalerei,

so daß die Stube mit dem übrigen alten Hausrat wie ein Bauernmuseum wirkte. Die Bilder hatten sich in der Familie vererbt. Und ich erfuhr auch, daß man früher, also vor etwa 50 bis 80 Jahren in jedem Hause eine große Reihe solcher Bilder vorfinden konnte. Daraus muß geschlossen werden, daß die Bilder nicht einzelne Geschenke bildeten, sondern hier in der Kaschubei von Dorfkünstlern gearbeitet wurden. Die Richtigkeit der Annahme beweist auch der Umstand, daß die Motive, die auf den Holzmalereien sich finden, in derselben charakteristischen Eigenart auch auf den Bildern vorkommen.

Mein »Sammlerherz« lachte über den großartigen Fund. Und ich wollte gern diese Sammlung für mein Sanddorfer Dorfmuseum erwerben. Denn was ich an alten und kulturell wertvollen Stücken finde, das suche ich mit allen Mitteln in meinen Besitz zu bringen. Meine »Sammelwut« wird gar oft von idealistischen Theoretikern getadelt, die da meinen, daß man die alten Stücke aus dem Bauernhause nicht ausführen solle. Es sei empfehlenswerter, die Leute auf die Bedeutung der Sachen hinzuweisen und sie zu ermahnen, die vererbten Schätze aus Pietät zu schonen und aufzubewahren. Nun, von diesem Standpunkte bin ich bitter kuriert worden. Wie oft habe ich mich verleiten lassen, den Leuten einzuschärfen, daß ihre alten Sachen einen erheblichen Wert aufweisen. Vor allem aber müßten sie als Erbstücke in Ehren gehalten werden. Das versprach man mir auch ehrlich. Wenn ich aber nach einem Jahre oder später wiederkam, so fehlte von den Stücken jede Spur. — Auf meine Anfrage hatten die Leute meist ein mitleidiges Lächeln. — Sie wunderten sich gewiß, daß es Menschen gibt, die für solche Sachen noch Interesse zeigen. Gewöhnlich hatte man die Stücke vernichtet. —

Es war daher meine feste Absicht, von dem Manne die Glasbilder auf jeden Fall zu erwerben. Doch ganz wieder Erwarten fand ich bei ihm für meine Kauflust kein Interesse. Die Bilder waren ihm einfach nicht feil. Er mochte auch nicht ein Stück abgeben, ob ich ihn auch nach allen Regeln der »Sammelkunst« bearbeitete. — Einerseits war ich zwar arg enttäuscht, aber andererseits freute ich mich über die Konsequenz des Mannes, daß er das Alte so ehrte und zu erhalten suchte. Ich klärte ihn nun über den Wert seines Besitzes genau auf, und schärfte ihm

ein, er möchte die Sachen schonen, und vor allem sie nicht leichtsinnig aus den Händen geben, da die Bilder einen großen Wert repräsentieren. — Jedenfalls freute ich mich über den schönen Fund, und nahm mir fest vor, darüber zu wachen, daß er in keine unrechten Hände komme. —

Nach etwa einem Jahre durchwandere ich wieder die Gegend und will meinen Schatz sehen, ob der Mann ihn noch immer so treu und eifersüchtig hütet. Als ich in das Haus eintreten will und nach dem betreffenden Menschen frage, wird mir angedeutet, daß er seine Wohnung vor einem halben Jahre gewechselt habe.

Nun gut, ich gehe auf die Suche. Wie ich in seine Stube eintrete, fliegt mein erster Blick auf die Wände. Aber da war außer einigen scheußlichen Öldrucken auch nicht eine Spur von dem alten Bilderschmuck.

Der Mann saß stumpfsinnig auf der Ofenbank, und als ich ihn nach den Bildern fragte, meinte er gelassen: »Ach, beim Umzug wurde das alte Zeug in die Scheune geworfen. Dort lagen sie einige Wochen, wurden zum Teil zerschlagen, und einiges ließ ich noch auf den Boden tragen.« Ohne den Besitzer um Erlaubnis zu fragen, stürzte ich die Leiter nach oben und fand hier einen Haufen Scherben, unter denen nur einige wenige ganze Bilder sich vorfanden, die ich für meine Sammlung noch glücklich retten konnte.

Dieses Beispiel habe ich in der Ausführlichkeit hier gegeben, um zu zeigen, daß die Leute für den alten Hausrat kein Interesse haben, und daß es eben das einzig richtige ist, die Überreste in den Museen zu erhalten.

Da der kaschubische Volksstamm sich in der Auflösung befindet, so hat er für die Erzeugnisse seiner alten Kultur kein Verständnis. Diesen Prozeß der Auflösung wird man nicht mehr aufhalten können, und daher führt der einzig richtige Weg ins Museum und in Sammelwerke, um noch zu retten, was noch zu retten gibt. —

Aus diesem massenweisen Auftreten der Bilder müssen wir schließen, daß die Hinterglasmalerei eine heimische Volkskunst war. Und da man auf den Bildern die gleichen Motive findet, die auf den Truhen, Schränken, Stühlen vorkommen, so liegt der Schluß nahe, daß die Holz- und Glasmalereien von einem

und demselben Dorfkünstler gearbeitet wurden. — Soweit ich aus der mir vorliegenden Sammlung von Bildern schließen kann, waren diese Dorfkünstler keine Figurenmaler. Das Ornament lag ihnen näher, weshalb sie auch ein jedes Bild mit einem Blumenmotiv verzierten. — Bei den religiösen Bildern ließ sich das Figürliche nun einmal nicht vermeiden. Die Resultate sind aber oft recht kläglich ausgefallen. — Einige »Künstler« suchten sich in der Weise zu helfen, daß sie alte Holzschnitte unter die Glasplatte legten. Das Gesicht wurde in der Glasplatte leer gelassen, der Faltenwurf der Kleidung wurde auf dem Bilde farbig ausgemalt und nach Vollendung der Holzschnitt einfach hineingepaßt, so daß es oft den Anschein hat, als sei das Gesicht nur in schwarzen Konturen gezeichnet. Das Alter der Holzschnitte läßt sich nicht genau bestimmen, da eine Jahreszahl nicht aufzufinden ist. Professor Dr. Kämmerer, Direktor am Kaiser Friedrich-Museum in Posen gab mir über die Holzschnitte und die Bilder wertvolle Angaben. Die Bilder sind Eglomisemalereien (verres eglomisées nennt man sie Ende des 18. Jahrhunderts nach ihrem angeblichen Erfinder Glomy). Die Hinterglasmalerei wird in Italien bereits im 14. Jahrhundert geübt, erfreute sich im Norden besonderer Beliebtheit im 16. bis 18. Jahrhundert, aber hatte nur in seltensten Fällen Anspruch auf künstlerische Bewertung, womit der kulturgeschichtliche Wert der Erzeugnisse nicht herabgesetzt wird.

Die Herstellung derartiger Andachts- und Devotionsbilder in Holzschnitt war eine rein handwerkliche Beschäftigung, die in einzelnen Distrikten vielfach seit dem 16. Jahrhundert geübt wurde. Stilistisch sind sie kaum zu datieren, da Rohheit der Technik an sich kein Zeichen des Altertums ist. Professor Dr. Kämmerer vermutet, daß handwerkliche Holzschneider in Krakau Lemberg oder Danzig, vielleicht auch in einigen Klöstern im 17. und 18. Jahrhundert die Devotionsbilder für Kirchenfeste, Ablässe usw. fabrikmäßig herstellten. — Das Kaiser Friedrich-Museum in Posen besitzt ebenfalls einige derartige Holzschnitte. Daß es unter dem kaschubischen Volk solche Holzschneider gab, fand ich nirgends auch den kleinsten Anhalt. —

Nachfolgende Bilder sind bis dahin von mir aufgefunden worden:



1. Opacność Boska<sup>1)</sup> — das Auge Gottes. Fundort: Wildau, Kr. Konitz, 1909. Es ist wohl das primitivste, was man sich in Glasmalerei denken kann. In einem Rechteck in der Größe von  $8 \times 12$  cm ist in einem Kreise das gleichseitige Dreieck, in dessen Mitte ein Auge auf goldenem Grunde steht. In jeder Seitenecke ist eine Blume, die man mit viel Phantasie als eine Tulpenblüte ansehen könnte. An den Seiten sind zwei Blumen angedeutet, die wohl Rosen sein sollen.



Hinterglasmalereien.

2. Christus am Kreuze. Fundort: Wielle, Kr. Konitz, 1908. Das Kreuz ragt in einer ebenen Landschaft frei in die Luft empor. Zu beiden Seiten sind Blumenornamente, eine Art stilisierter Rosen in Grün, Rosa und Weiß. Die Figur ist zwar ausgeführt, doch im Ausdruck des Gesichts völlig verzeichnet.

3. Christus am Kreuze. Fundort: Gartsch, Kr. Karthaus, 1909. Der betreffende Dorfkünstler verfügte über viel Phantasie und

<sup>1)</sup> Ich gebe die Schreibweise so wieder, wie sie auf den Bildern zu finden ist.

dekoratives Arrangement, war aber technisch sicherlich ein Stümper. Die Christusfigur ist nur mit wenigen Umrissen ganz schwach angedeutet und zudem vollständig verzeichnet. Es hat den Anschein, als wenn sich früher ein alter Holzschnitt unter dem Bilde befand, da der Christuskörper nur mit ganz wenig Farbe abgetönt ist, sonst aber durchsichtiges Glas ist. Das Kreuz ist dunkel mit grüner Umrahmung und schwarzen Konturen. Es ist auf grauweißen Hintergrund gemalt und schwebt frei in der Luft, so daß der Maler es sich gleich seiner Bestimmung nach als hängendes Bild gedacht hatte. Unter der Figur kommen Tulpen mit grünen Staubfäden, feuerrotem Kelch und gelben Kelchblättern hervor. Über den beiden Seitenarmen stehen zwei Rosenblüten, in den Farben grün, rot und gelb. —

4. Das Christuskind auf dem Kreuze. Fundort: Gartsch 1909. Das Bild ist vollständig ausgemalt, in der Technik des Figürlichen offenbart sich ein tüchtiges Können. Der Gesichtsausdruck ist sogar als gut gelungen zu bezeichnen, auch die anatomische Seite ist — wenn auch nicht einwandfrei —, so doch nicht schlecht. Dafür hatte der Maler von Perspektive keine Ahnung. Er hatte sich das Bild als auf der Erde liegend gedacht, was die Grashalme andeuten sollen. Das Kreuz ruht aber nur mit dem einen Arm auf dem Boden, und der andere Arm schwebt in der Luft. — Darauf ruht das Christuskind auf einem rosaroten, drapierten Stoff, den linken Oberarm unterm Kopf, und die beiden Hände zusammengelegt. — Die leerbleibende Bildecke des schrägliegenden Kreuzes hat der Maler durch ein Blumenmotiv ausgefüllt! —

5. Der hl. Johannes von Nepomuk. Fundort: Gr.-Starsin, Kr. Putzig, 1909. Der Heilige betrachtet den gekreuzigten Heiland und hält in der linken Hand die Friedenspalme. Das Figürliche ist vollständig durchgeführt. Die Gesichtszüge bei dem hl. Nepomuk sind nicht ohne Ausdruck, beim Christus sind sie nebensächlich behandelt und verzeichnet. Die anatomische Seite ist schlecht beachtet. In der Farbe herrscht braun und rosarot hauptsächlich vor.

6. Die hl. Barbara. Fundort: Gr.-Starsin 1909. — In der linken Hand hält sie das Schwert, in der rechten den Kelch mit der hl. Hostie. Als Unterlage für die Figur ist ein alter Holz-

schnitt benutzt. Die Kleidung ist dann mit Farbe abgetönt. Als Dekoration sind zu beiden Seiten der Figur Tulpenmotive verwendet.

7. S. Ignaci. Fundort: Wildau, Kr. Konitz, 1909. Für das Figürliche dient als Unterlage ein alter Holzschnitt. Das Gesicht ist nur in den Konturen des Holzschnittes geblieben. Die Kleidung ist ausgemalt. Als Umrahmung ist ein dekorativ angelegtes Tulpenarrangement ausgeführt. Das ganze Bild hat nur eine Größe von  $14 \times 18$  cm.

8. Obraz świętego Antoniego Patrona. (Das Bild des hl. Anton — Patron.) Fundort: Gartsch, Kr. Karthaus, 1909. Die Unterlage bildet ein primitiver Holzschnitt, der unter dem Glase liegt. Die Kleidung und die Blumen sind nur durch Farbe angedeutet.

9. Ein Marienbild. Fundort: Gartsch 1909. Als Unterlage dient ein Muttergotteskopf in Holzschnitt, der aus einem größeren Bilde ausgeschnitten ist. Die Ausführung des Bildes ist sehr mangelhaft. Auch das Dekorative ist nur angedeutet. —



Bemalte Tonschüssel.

Die Holzschnitte werden die Maler sich gewiß aus irgend einem Kloster beschafft haben. Es waren wohl die ersten Bilder, die als Wandschmuck dienen sollten. Dem farbenfrohen Sinn des Volkes genügte aber nicht diese schwarzweiße Kunst, und sie ließen es sich in Bunt ausmalen, führten aber die Malerei nur in den seltensten Fällen direkt auf das Bild aus, sondern benutzten die Holzschnitte als Unterlage für die beliebte Hinterglasmalerei. —

Bei dem kaschubischen Volk war das bemalte Tongeschirr beliebt. Einige Töpfereibetriebe haben sich bis auf die Gegen-

wart erhalten. Die Töpfer bemalten die Ware selbst, und zwar kehren auch hier die bekannten Volksmotive, wie sie auf den Möbeln und Bildern zu finden sind, wieder. Hier berücksichtigt man auch oft Vögel, wie die Abbildung der Tonschüssel aus dem Jahre 1848 zeigt. Fundort ist Putziger Heisternest. Gearbeitet wurde die Schüssel in einer eingegangenen Töpferei in Putzig. Von gutem alten bemalten Tongeschirr hat sich bis auf die Gegenwart nur äußerst wenig erhalten. Früher fand sich hier keiner, der die alten Stücke sammelte. Namentlich in den beiden letzten Jahrzehnten, als die Emailleware allgemein Eingang fand, wurde das Tongeschirr achtlos vernichtet. Nach Angabe eines Töpfers wurden folgende Farben benutzt, für weiß: Begußton, braun: Braunstein, grün: Kupferasche, blau: Kobaldoxyd, Zeffer oder Schmalte. — Die Farben wurden mit Wasser zu einem dicken Brei angerührt und mit dem Pinsel auf die trockene Tonform aufgetragen, darauf gebrannt. —

## Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten.

### 5. Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Strellin, Kr. Putzig.

Gesammelt von Johannes Patock.

1. *J cze bə to mialo steye co bəc, te to nie zalezę psə wrzęc.* — Wenn daraus was werden soll, so kriecht es nicht dem Hund in den Hintern.
2. *Chwala w niebie a rzęc w puepielə.* — Ehre im Himmel und den Hintern in der Asche.
3. *Ūon to tak bedaje jak Gdęc zgnitiye sledza.* — Er bietet es so an, wie der Danziger Kaufmann seinen verfaulten Hering.
4. *Ūod dnia do dnia, ūodklödö nieszczęsləwi zbrodnia.* — Von Tag zu Tag verlegt der Unglückliche das Unvermeidliche.
5. *Lepi puepic jak puepləwac.* — Besser ist zu trinken als zu spucken.
6. *Ūon dostiöl »rzęcą ūe lawę a żębami wstol«.* — Er bekam dafür nichts.
7. *Kazdi Swięti mü szeję wikreti.* — Jeder Heilige hat seine Ausflüchte.

8. *Uon się na tim znaje jak kuezza na pieprzu.* — »Er kennt sich darauf, wie die Ziege auf dem Pfeffer.«

9. *Uon pasaje za gbura jak jesz do rzęce wężeni.* — Er paßt zum Bauer wie der Igel zum Arschwisch.

10. *Modri objecaje a glupi so ceszi.* — Der Kluge verspricht, und der Dumme freut sich.

11. *Niech ce sto beczk pporunow wężnie!* — Mögen dich hundert Tonnen Blitze treffen!

12. *Wa jesta na jedno kuezato biti.* — Ihr seid über einen Leisten geschlagen.

13. *Nech ce jeden guelim slötke wpask wjedza.* — »Daß Dir einer mit dem nackten Hintern ins Gesicht fahre.«

14. *Zdechli pjes nie może kasac.* — Ein toter Hund kann nicht beißen.

15. *Z wilkami muszi wac a zpchlami shakec.* — Mit den Wölfen muß man heulen und mit den Flöhen springen.

16. *Dzeca a narę pzewiedza pręwde.* — Kinder und Narren sagen die Wahrheit.

17. *To je tak gwęšno jak Amen w kuescela.* — Das ist so gewiß, wie das Amen in der Kirche.

18. *To je łęchi ptęch, chtęren w sęjeju guięzdo srę.* — Das ist ein schlechter Vogel, welcher sein eigenes Nest verunreinigt.

19. *Kuezdi nęlepi wje, gdze je wesz gręze.* — Jeder weiß selbst am besten, wo ihn die Laus beißt.

20. *Uon zbialka zaje jak pies z kuetka w miesze.* — Er verträgt sich mit seiner Frau, wie der Hund mit der Katze im Sack.

21. *Uoni na to padlę jak wronę na sowe.* — Sie stürzten sich darauf, wie die Krähen auf die Eule.

22. *Uestrę rozga, dobri dzeca.* — Scharfe Rute, gute Kinder.

23. *Jnszi wsę, inszi psę.* — Andre Dörfer, andre Hunde.

## Sagen.

### Zur Sage vom »Sackstein« bei Goschin.

Vgl. »Mitteilungen« Heft I, S. 27.

Die Sage ist wohl nicht richtig lokalisiert. Ein sackähnlicher Stein steht jetzt noch auf der Grenze zwischen Gelsin und Odar-

gau; er wird »der Mehlsack« genannt und ist der Gegenstand einer Sage, die mit der aus Goschin mitgeteilten übereinstimmt.

Trotz mehrfacher Nachfrage habe ich von einem zweiten »Sackstein« oder »Mehlsack« in jener Gegend nichts erfahren können. Jedenfalls liegt eine Verwechslung mit dem »Mehlsack« vor.



Der Mehlsack auf der Grenze zwischen Gelsin und Odargau.

Der »Mehlsack« ist übrigens ein alter Grenzstein. Wahrscheinlich ist es der in einer Urkunde vom 3. November 1615 (Schultz, Materialien zu einer Geschichte des Hauses Krockow) genannte »aufgerichtete Stein am Wege von Zarnowitz nach Gelsin«.

Paul Paschke.

#### 14. Łébski kóscół = Die Löbscher Kirche.

*To było przed wéle, wéle latach, te zeglówól jeden wéłgi uókrat z Gdúnska na wéłgim mózzu. Ná nim płónela trzã bardzo buégati frelónã, chterni mielã wela buégactwow przã siebie. Kucl Blizã natrafil jich wéłgi sztórm, wale szaniela uékzutno, a uékret mog w kazdim moméncu w gründ ic. Uekrentnica, chtarni strachui nie znela, trãchlela a sklödala rencã do Buega, chtereu je som Pon nad wjatrãnu ã walamì. Tã trzã Pãnnã siã bardzo muedlala a wstrãsze ueni Buegui slubowãla ã wuela le: »Na tim placu, gdzie mã sã bdzema na krúj retala, tã mã puebudajema kuescól!«*

*Water uústól, wala sie uüdelã, a zeglórszjachól szceszlawje na stront mjidze wéłgo wso a chalãpami. Zarãs chcela frelónã wapelnic jich slub. Ala gdzie ueni mãla kuescól zbüdowãc? — Rãbica ubuedzi*

nie chcela mec kuescola, bue jeye bə nimuegla ūtrzamac. — Bardzo zamaszloni wędrowała trza frelənə pue Śwarzewsci kepe. Słince pūlalo, bue to balo wlece przedazniwami. Ueni puesalalo pöcezze do Buega. Uon, chteren ich zmuezza ratowöl mjül jima puekazac, gdzie ueni niela kuescol puebudowac.

A tak frelənə się zblizala Lepcu. Gbürze jima przaszle naprzodk a puewödala, a ich puewödani się slachalo jak puewöstka z düwnich czasow. Na jednim placükuel wsə bəlo w nocə snieguü spadli. Trzə stopə głebuek uentę leżwöl trzə dni dlugue chuec słöniszkie tak bardzo pūlalo.

Uuceszoni frelənə dzekuęwala Buegüi za ten cud a zbudowala na tim placü, gdzie snieg leżwöl, kuescol. Uen bel z grüntə skamienia zbüdowöni, bloš weza bəla ued drzewa.

Cze kuescol bel wəswiconi a swietemu Mörčanowi sibeconi, te frelənə jachala do jich krajə nazod.

Lepcəce zamiedbala jich kuescol. Ueni a jich ksodz sə stela heretikami. Welə lat kuescol stojwöl lozi, -bes ksędza, bes pöcerza, bes spiewania . . .

Jedniue roku na Mörcin puewstwöl w nocə wjeldzi sztorm. Uen zdrucil kuescelni dach a zwrocil wjeze ze zuenami.

Lepcəce uestawila kuescol wtakim stanie. Jo, ueni rozriwala mürə a wzela kamienə do būdinkow būdowani.

Dzuenə ueni chcela do Swörzewa zabesc. Alə na lepscü grenci ueni się stela tak cęszci, że szesc kueni jich nimueglo docignonc. Wszastki kuenie a uelə ze wsə bələ zaprzegli, puewrozə się puerwala, alə dzuenə się nie dela z müla zraszec.

Lədze niewjedzela inszi rada, jak dzuenə nazod, do Lebca zabesc. Kuel ustatkow kuescola ueni dzis dzien w zuenici wiszo a na Awiol pański dzuenioni bondo.

Dziwno jidze jich glos przez puela, przez lase . . . jakbə uen chcwöl lamentowac ue dlugo przeszlo śpaniałość. Jich stüri fül, glos ueni le dostono, cze ueni bodo na wjezi nowiue kuescola w Lepcəce wisela . . .

Le ten müli dzwonk so döl do Swörzewa zabesc, gdzie uen w kuescelni wjezi wjisi! . . .

#### Übersetzung.

#### Die Löbcher Kirche.

Es war vor vielen, vielen Jahren, da segelte ein großes Schiff aus Danzig auf der Ostsee. Auf ihm befanden sich drei sehr reiche Damen,

welche viele Reichtümer bei sich hatten. Bei Rixhött ereilte sie ein großer Sturm, die Wellen rauschten fürchterlich, und jeden Augenblick konnte das Schiff untergehen. Die Schiffer selbst, die sonst keine Furcht kannten, verzweifelten und falteten betend die Hände zu Gott, der allein Herr über Sturm und Wetter ist. Die drei Damen beteten inständig und in ihrer Angst machten sie Gott ein Gelübde und sprachen: »Auf der Stelle, wo wir uns ans Land retten, erbauen wir eine Kirche!«

Der Wind legte sich, die Wellen begaben sich, und das Segelschiff landete glücklich auf dem Strande zwischen Großendorf und Ceynowa. Sogleich wollten die Damen ihr Gelübde erfüllen. Aber wo sollten sie die Kirche bauen? Die armen Fischer wollten keine Kirche haben, weil sie dieselbe (infolge ihrer allzu großen Armut) nicht erhalten konnten.

In schweren Gedanken wanderten die drei Damen durch die Schwarzauer Kämme. Die Sonne brannte, denn es war im Sommer vor der Ernte. Sie schickten innige Gebete zu Gott; er, der sie vom Meere errettet hat, möchte ihnen den Ort zeigen, an dem sie die Kirche erbauen sollten.

Und so kamen die Damen in die Nähe von Löbsch. Bauern kamen ihnen entgegen und erzählten, und ihre Erzählung klang wie ein Märchen aus alten Tagen: Auf einem Platze vor dem Dorfe war in der Nacht Schnee gefallen. Drei Fuß tief lag er drei Tage dort, trotzdem auch die Sonne so heiß schien!

Die erfreuten Damen dankten Gott für das Wunder und erbauten auf der Stelle, wo der Schnee lag, eine Kirche. Sie war von Grund aus von Steinen errichtet, nur der Turm war von Holz.

Als die Kirche geweiht und St. Martin gewidmet war, fuhren die Damen in ihr Vaterland zurück.

Die Löbscher vernachlässigten ihre Kirche. Sie und sogar ihr Pfarrer verfielen in Häresie. Viele Jahre stand die Kirche leer, — ohne Pfarrer, ohne Gebet, ohne Gesang.

Eines Jahres entstand in der Nacht vor Martini ein großer Sturm. Er deckte das Kirchendach ab und warf den Glockenturm um.

Die Löbscher ließen ihre Kirche in diesem Zustande. Ja, sie rissen die Mauern nieder und gebrauchten die Steine zum Häuserbau.

Die Glocken wollten sie nach Schwarzau fahren. Aber auf der Löbscher Grenze wurden sie so schwer, daß die sechs Pferde sie nicht zu ziehen vermochten. Man spannte alle Pferde und Ochsen des Dorfes vor, — die Stränge rissen, — aber die Glocken waren nicht von der Stelle zu bringen.

Die ratlosen Leute fuhren die Glocken wieder zurück nach Löbsch. Bei der Kirchenruine hängen sie noch heute im Glockenstuhl und werden zum »Engel des Herrn — Angelus Domini —« geläutet.

Eigenartig klingt ihr Klang über Felder, über Wälder . . . als ob er klagen wollte über längst vergangene Herrlichkeit! Ihren alten vollen Klang erlangen sie nur dann wieder, wenn sie einst auf dem Turme einer neuen Löbscher Kirche hängen werden. — Nur die kleinste Glocke ließ sich nach Schwarzau fahren, wo sie heute im Kirchenturme hängt.

Johannes Patoek: Aus Strellin im Kreise Putzig.



## 15. Johanniswurz.

Von Johannes Patock.

In der Johannisnacht blüht der *Świętojeński kyerzen* — Johanniswurz —. Auf Bergen, in deren Tiefen Trümmer verwünschter Schlösser liegen, hinter Kirchhofsmauern, wo die armen Sünder ruhen, an Waldesrändern, wo es nicht ganz geheuer ist, da ist die Blume zu finden. In dieser Nacht, zwischen 11 und 12 Uhr, trägt sie eine rote Blüte, die mit der Mitternacht verwelkend dahin stirbt. Glückliche ist das Menschenkind, das sie findet, mit Hilfe eines roten Seidentuches pflückt und heimträgt. Das Glück kehrt bei ihm ein, es braucht sich keine Sorgen für die dunkle Zukunft zu machen, es versteht die Sprache der Vögel, schaut all die verborgenen Schätze, Gesundheit und Frohsinn bleiben ihm treu bis ins glückliche Alter.

Von dieser Blume hörte ich ein Märchen in Gossentin.

Es war ein armer Waldarbeiter. Er kehrte spät heim von seinem Tagewerk, und noch mußte er Arbeiten im Hause verrichten. Er hatte eine Kuh, die mußte gefüttert werden. Er kommt in den Stall — die Kuh ist fort. Der Mann geht in den Wald, sie zu suchen, denn mit der Dämmerung kommen die Wölfe, und dann ist's um sie geschehen.

Lange irrt er umher. Die Schuhe mit untergenähten Sohlen drücken ihn, denn er hat sie auf den bloßen Fuß angezogen. Da nimmt er sein rotes seidenes Halstuch ab, setzt sich ins Moos und wickelt es um den wunden Fuß. Und dann geht er weiter durch die Büsche ohne Rast und Ruh, und die Sorgen um das Tier, das seine Familie ernährte, treiben ihn zu immer größerer Eile an. Da auf einmal schaut er hinterm Baumstubben einen Schatz, einen Topf mit blanken Dukaten, dort unterm Steine einen zweiten und dort in der Anhöhe Gold und Silber genug, um ein ganzes Königreich zu bezahlen. Was soll er jetzt noch das Vieh suchen? Spaten und Hacke müssen geholt, und die Schätze gehoben werden.

Und er eilt von dannen. Schon ist er zurück. Doch bevor er an die Arbeit geht, will er zuerst seine Schuhe ausziehen, denn diese drücken, weil Sand in sie geraten ist. Er zieht sie aus, wickelt das seidene Tuch vom Fuße ab — — und verschwunden

sind alle Schätze. Denn derweil er nach dem lieben Vieh suchte, war es Mitternacht geworden, ein Blümlein vom Johanniskraut ist ihm in den Schuh gefallen und hat sich in dem roten Seidentuche gehalten. Jetzt hatte es ausgeschüttet, es ist seiner Hülle entfallen, ist verdorrt und mit ihm sind auch alle Hoffnungen geschwunden. Die Kuh aber haben die Wölfe gefressen.

## Sitten und Gebräuche.

### 5. Hirtenhorn und Ringstock.

Von Leo Müller in Bromberg.

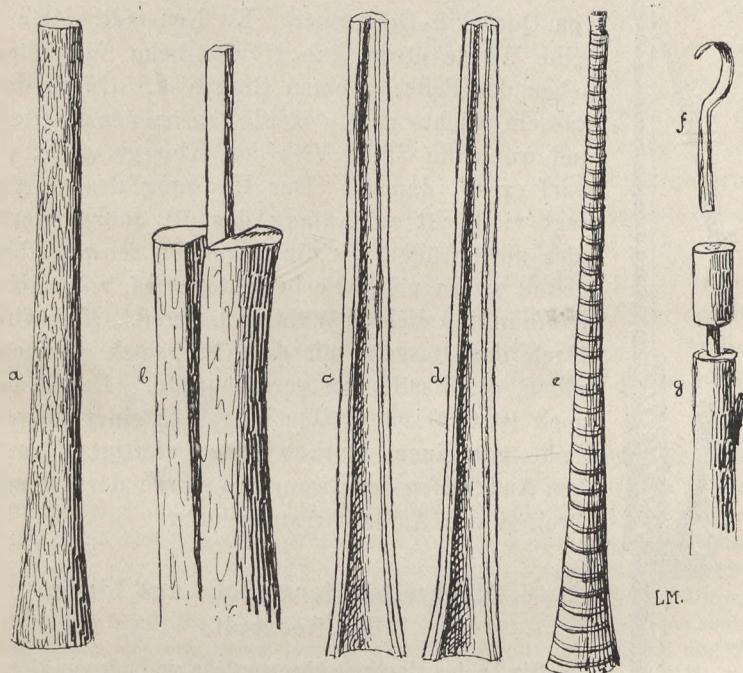
In Heft V der »Mitteilungen« S. 221 führt Johannes Patock einen Hirtenruf an und erwähnt auch dort das Hirtenhorn, die *bazuna*. — Da ich aus dem Kreise Neustadt stamme, so ist mir dieses Instrument genau bekannt, und ich habe in meiner Jugendzeit selbst dem Hirten bei der Herstellung geholfen. Es war ein schwieriges und langwieriges Stück Arbeit. Eine junge astfreie Erle wurde geschält und dann gespalten. An den Rändern der Spaltflächen durfte es keine Splitter geben, auch durfte das Holz nicht vom Keil gedrückt werden. Darum bediente man sich eines langen schmalen Keils aus hartem Holze, der durch die Mitte des Stammes getrieben werden mußte. War das Spalten gelungen, so zeichnete der Mann auf eine Innenfläche mit Kohle die Ränder des Rohres auf und preßte die beiden Stücke fest zusammen, so daß die Kohlenstriche auch auf die andere Spaltfläche abgedrückt wurden. — Jetzt begann die Schnitzarbeit, erst der Rohrhälften mit Taschenmesser und Krummesser, und wenn es fertig war, wurde der Stamm nach und nach geschält, bis nur die eine ganz dünne Wand übrig blieb. Die Spaltflächen mußten genau aufeinander passen, daher wurden die Teile des Holzes stets feucht gehalten, damit sie sich nicht verzogen. Aus frischen Weiden schnitzte und flocht man dann dünnwandige Ringe, die nacheinander auf das Rohr aufgetrieben werden mußten. — Jetzt kam die Sorge um das Mundstück. Dazu mußte eine junge Kiefer ausgesucht werden. Das astfreie Stämmchen hatte einen Durchmesser von etwa 5 cm. Ohne die Rinde abzuschälen, schnitt

winba

some

1870

man eine längere Kerbe, wie die Fig. *g* es zeigt, bis auf den Peddig, der etwas dunkler ist als das übrige Holz, ein. Das Stammende wurde entweder in die Schnitzbank eingeschraubt, oder ein kräftiger Mann hielt es fest. Man fing nun an, das für das Mundstück bestimmte Ende um die Längsachse zu drehen, behutsam und vorsichtig immer mehr, bis man wahrnahm, daß



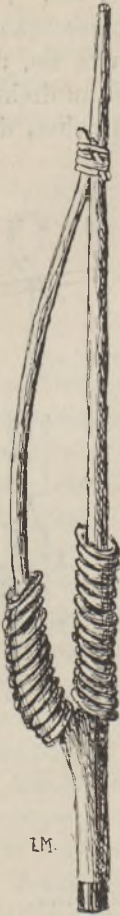
Das Hirtenhorn — *bazuna*.

- a) Erlenstamm, b) Das Spalten, c) und d) Die gespaltenen Stücke, e) Die *bazuna*,  
f) Das Krummesser, g) Herstellung des Mundstücks.

sich der Peddig am Rande der Schnittfläche löste. War das der Fall, so konnte heftiger gedreht und das Mundstück vom Peddig abgezogen werden. Das Loch mußte ganz glatt sein. Waren Fasern darin, so taugte es nichts, und es wurde ein weiterer Versuch gemacht, bis sich ein tadelloses Stück ergab. — Jetzt wurde das grüne Holz bearbeitet, bis es in das glatte Loch der *bazuna* hineinpaßte. Oben wurde der Rand leicht abgerundet

und in der Mitte mit dem Krummesser eine Vertiefung geschneidzt, die für den wirksamen Lippenansatz durchaus nötig war. Die *bazuna* zu blasen war nicht leicht. Die Hirten setzten das Mundstück an eine Seite des Mundes und suchten auf diese Weise die Töne herauszubringen.

Rengstock, vielleicht von Ringstock. Hirtenstab. Quaschin-Dohnasberg.



Der Ringstock: Jeder Hirte in der Gegend von Quaschin-Dohnasberg, Kr. Neustadt, der auf seine Würde etwas gab, führte beim Viehhüten neben der Peitsche einen Ringstock. Durch das Rasseln suchte er die Herde zusammenzuhalten, und wenn ein Stück Vieh auf Abwege ging, so warf er oft danach. Der Ursprung des Geräts liegt vielleicht zu Anfang des 19. Jahrhunderts oder noch früher, als die Gegenden schwach besiedelt waren und, wie berichtet wird, zahlreiche Wölfe in den dichten Wäldern hausten. Man wird durch das Rasseln mit dem Ringstock versucht haben, die Bestien zu verscheuchen. Der Ringstock ist 0,90 bis 1,20 m lang, aus einer jungen Eiche mit einem starken Aste gefertigt. Nach dem Aufstreifen der Eisenringe wurde der Ast mit Streifen von Aalhaut festgeschnürt.

## 6. Hochzeitsbittersprüche aus Linde, Kr. Neustadt.

Die beiden Hochzeitsbittersprüche sind mir von Herrn Bitschkowski in Linde übermittelt worden. Sie sind aufgezeichnet von Personen, die der polnischen Sprache nicht mächtig sind, sie dürften daher die wirkliche Aussprache, die sich bei diesen Formeln ja weder mit der Schrift- noch mit der Volkssprache deckt, ziemlich genau wiedergeben, soweit sie nicht durch orthographische Unvollkommenheiten (z. B. den Gebrauch von *j* statt *u* in *judi koscoja* usw.) verwischt wird. Von einer Transskribierung sehe ich ab, ebenso von einer Behandlung der sprachlichen Eigentümlichkeiten.

a. *Prestampiam Nogi pres Painskie progi daia Ukon nisko Painstwo pot nogi Ja wam wünschuia witim dni Tzwardkowim. Ja nujum saden wignanez tilko prisuani ot Pana Boga Ji ot Matki*

*jego j' ottego dwoie Painstwa modego Ji saprafcham zaue dom na akt weselne w Ponezauck frana o 6 gozine na kawaufchek chleba biauego Ji na Kelufchek Wienu slokego tam benze wesele bogate tam bendom dwa Woi Rogate Ji Krowa Kura afch fnich bendze peuna Komora ji gora po kope genfi ji dwa wiepsche kense dwa Sanionze na szane ot tich nam tesch dostanie woka bes oka ji Kapuan bes boka Ji wrobel duifte zo so titziu tzri lata wstodole pufti skopi pschet chopi Barani pschet pani Jagnonek pschet zewtzontka profche was Panezki sa Prschidonetzki abisze sobie ponschki podwion sami ji piorka sgowi witzosawi abisze die Modie pani sadnego Vstidu ne narobiaue tam bendon Shripze jie Dudi bandon sen stransji starim i modim Judi, Ja nam Konika trofchkan chudego profchan o Madan Ofsa dla nego chzajem paran krokow porifchiz jusch lese Bestija na boku a ja jem Zowjek bodrosne profchan abi moj Wurufchek nebij profne kto da Taler ten ma Waler po Talara jego wola a. sjoti dla ochoti a po sjotego dla mje sanmego Abi wam powjezau wfanze ale mje wschjo spamenze Ja san tego neuзу w Koszele ani w Schkole tilko Prizepach Vstodole Drifhje Flaschka Wjina trochan Kucha ji pjanz trojakow ji pjanz Zigarow. Gelobt sei Jesus Christus.*

Übersetzung: Ich setze meine Füße über die herrschaftliche Schwelle und verbeuge mich tief vor der Herrschaft. Ich wünsche Ihnen an diesem Donnerstage . . . Ich bin kein Vertriebener, sondern ausgesandt von Gott dem Herrn und von seiner Mutter und von den beiden jungen Herrschaften und bitte das ganze Haus zu der Hochzeitsfeier am Montag, morgens um 6 Uhr, auf ein Stück weißes Brot und ein Glas süßen Wein. Dort wird sein eine reiche Hochzeit, dort werden sein zwei gehörnte Ochsen und Kuh und Huhn, bis von ihnen Kammer und Böden voll sein werden, ein halbes Schock Gänse und zwei verschnittene Eber, zwei Hasen an der Wand, von denen werden wir auch bekommen, eine Elster ohne Auge und ein Kapaun ohne Seite und ein fetter Sperling, der sich drei Jahre in der leeren Scheune mästete, Hammel für die Männer, Böcke für die Frauen, Lämmer für die Mädchen. Ich bitte euch Jungfrauen als Brautjungfern, daß ihr euch die Strümpfe festbindet und die Federn vom Kopfe kämmt, damit ihr der jungen Frau keine Schande macht. Dort werden sein Geigen und Bässe, schütteln werden sich Alten und Jungen die Schenkel. Ich habe ein etwas mageres Pferdchen, ich bitte dafür um eine Metze Hafer. Ich wollte es ein paar Schritte weiter bewegen, schon liegt das Biest auf der Seite. Ich bin ein reisender Mensch, ich bitte, daß mein Beutel nicht leer bleibt. Wer einen Taler gibt, der hat Wert, ein halber Taler sein freier Wille, und ein Gulden für das Vergnügen und ein halber Gulden für mich selbst, damit ich euch

überall verkünde. Aber mir ging das Gedächtnis aus. Ich habe das nicht gelernt weder in der Kirche noch in der Schule, sondern bei den Dreschflegeteln in der Scheune. Dem Hochzeitsbitter ein Fläschen Wein, etwas Kuchen, fünf Dreier und fünf Zigarren. Gelobt sei usw.

b. *Neč bendse pochwalsni Jesus Christus. Ja Jesdem poswane do was Panowiü Ne od mie samego ale ot te dvojego Panstwa modego Se bisze so drogi newidawali ani do Lamborga ani do Betowa bue nie sto buele gowa ne mie Samego ale to dvoje Panstwa modego Ponedsauek o osmi godfine se bisze prfibili do domu weselnego tam bandse pjiti tam bandum sklunze Wina i bandse pjirwa a pjeziwa chleba potim pojedenu Sdomu weselnego do Koszoja Bofego skoszoja Bofego do Domu weselnego som tam dwa Woji Rogate je tam Fkomorse jeden woborse dwa wiebrse kanse mandel Ganse siti uewetschki prfet Biauetfchki site skopi prfet chopi siti Barani prfet Pani siti jagnuntka prfet dseftschontha bandse tam mandel wroblof Gof a sebibiu kajfde sdrof bandom tam dwa Sajunze nafsane muefe ot tich zo dostanemi bandsemisan weseliz FPonedsauek Weftorek Westrsodan Wetzwartek FPjuntek bandsemi san pitaz tzi to kunez tzi potschuntek kto san chze do Pjuntku jabawiz ten nemuschi Worka Spjenundsumi w domu ostawiz a ja jesdem tzjowiek podrofni profchan bi moj worek ne ostau profni Mam ja Konika brinego profchan o owiez dlanego.*

Übersetzung: Gelobt sei Jesus Christus! Ich bin ausgesandt zu euch, Herrschaften, nicht von mir selbst, sondern von den beiden jungen Herrschaften, damit ihr euch keinen Weg macht weder nach Lauenburg noch nach Bütow, denn darüber tut der Kopf weh nicht mir allein, sondern auch den beiden jungen Herrschaften, damit ihr euch am Montag um die achte Stunde im Hochzeitshause einstellt. Dort wird getrunken werden, dort werden sein Flaschen voll Wein und wird sein Bier und Gebäcke Brot. Danach nach dem Essen aus dem Hochzeitshause zur Kirche Gottes, aus der Kirche Gottes zum Hochzeitshause. Dort sind zwei gehörnte Ochsen, einer in der Kammer und einer auf dem Hofe, zwei verschnittene Eber, ein Mandel Gänse, fette Schäfchen für die Frauen, fette Hammel für die Männer, fette Böcke für die Herrinnen, fette Lämmer für die Mädchen. Es wird dort sein ein Mandel Sperlinge, Truthähne, und damit jeder gesund sei, werden dort sein zwei Hasen an der Wand, vielleicht bekommen wir auch von denen. Wir werden feiern Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstags, am Freitag werden wir fragen, ob das das Ende ist oder der Anfang. Wer sich bis zum Freitag unterhalten will, der darf den Beutel mit Geld nicht zu Hause lassen. Ich bin ein reisender Mensch und bitte, daß mein


Beutel nicht leer bleibt, ich habe ein braunes Pferdehen und bitte um Hafer für dasselbe.

Dr. Lorentz.

## Volkslieder.

### 6. Volkslied mit Melodie aus Strellin, Kr. Putzig.

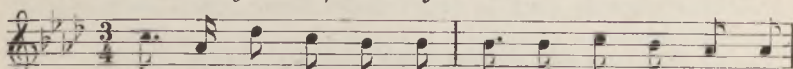
Von Johannes Patock.



1. *Ona: Ach gdzie Jan-ku jedziesz? Ach gdzie Jan-ku jedziesz!*



*On: Na wo - jen - ke, dziew - cy - no!*



*Ona: Wes mie Jan-ku so - bo, rad ba ia - chal zto - bo,*



*moj naj mil - szy dwo - rza - nie.*

2. *Co tę będziesz robic, najdobna dziewczina, w tak daleki krainie?  
— Będę chustki prala, po talarku brala, mojnajmilszi dworzanie!*
3. *A gdzie będziesz płokac, najdobna dziewczyna, w tak daleki krainie?  
— Płokac bandę w ti rinie co pszi miastu plinie, moj najmilszi dworzanie!*
4. *A gdzie będziesz megluc, najdobna dziewczina, w tak daleki krainie?  
— U krola wpiwnici na ni walkownicy, maj najmilszi dworzanie!*
5. *A co będziesz jadla, najdobna dziewczina, w tak daleki krainie?  
— Co Pan Bóg nadarzi, to kuchasz uwaszi, naj najmilszi dworzanie!*
6. *A gdzie będziesz legac, najdobna dziewczina, w tak daleki krainie?  
— W piorach i w piersinach podczas w grochowniach, maj najmilszi dworzanie?*

## Übersetzung.

1. Sie: Wo reitest du hin, mein Hänschen?  
Er: In den Krieg, liebes Mädchen.  
Sie: Mein liebster Hans, gerne möchte ich mit dir reiten, nimm mich mit!
2. Was wirst du denn in dem fremden Lande anfangen, schönes Mädchen?  
— Ich werde Wäsche waschen und dafür Geld einnehmen, mein liebster Hans.
3. Wo wirst du denn in dem fremden Lande waschen, schönes Mädchen?  
— In der Wasserrinne, welche bei der Stadt fließt, werde ich waschen, mein lieber Hans.
4. Wo wirst du denn in dem fremden Lande die Wäsche rollen, schönes Mädchen?  
— Auf jener Rolle im königlichen Keller werde ich rollen, mein allerliebster Hans.
5. Was wirst du denn in dem fremden Lande essen, mein schönes Mädchen? —  
— Was Gott gibt und der Koch zubereitet, werde ich essen, mein liebster Hans.
6. Wo wirst du denn in dem fremden Lande schlafen, schönes Mädchen?  
— In Federn und Betten, manchmal auch im Erbsenstroh werde ich schlafen, mein liebster Hans. —

## Aberglaube.

## 5. Allerlei Aberglaube aus Strellin, Kr. Putzig.

Mitgeteilt von J. Patock, Gossentin.

1. Wenn man eine Hexe schlagen will, muß man Ahornruten nehmen, die Schläge von andern Ruten fühlt sie nicht.
2. Vergräbt man geweihte Ahornfrüchte unter der Türschwelle, können weder Hexen noch Zigeunerinnen das Haus betreten.
3. Gibt man einer Hexe geweihte Ahornfrüchte zu essen, so muß sie erbrechen; gibt man ihr am Himmelfahrtsfeste geweihte Johanniswurzel (*sóqtojaňski korzeň*, *anthemis pyrethrum*, gem. Bertram), so muß sie erbrechen oder fortlaufen.
4. Wer am Abend vor Johannis zuerst mit den Gänsen ins Dorf treibt, öffnet den Hexen das Tor.
5. Bevor am Abend vor Johannis das Johannisfeuer (*sobotka*) angezündet wird, werden die Hexen durch Peitschenknallen aus dem Dorfe getrieben.
6. Die Johannisnacht ist Freinacht für die Hexen.



7. Von den Zigeunern kann man für einen Taler das Glück kaufen. Man bekommt eine Schachtel, diese muß man immer bei sich tragen, aber darf sie nicht öffnen.

8. Fliegt eine Schwalbe auf der Weide unter eine Kuh, so wird deren Milch blutig. Man muß die Kuh abmelken und die Milch in einer Untertasse auf eine Grenze stellen, dann hört die Blutung auf.

9. Wenn eine Kuh frischen Klee gefressen hat und aufgeblasen ist, muß man dem Nachbar Schmiere vom Wagen stehlen und ihr zu fressen geben.

10. Wenn Pferde verfüttert sind und nicht fressen wollen, muß man vom Wagen des Nachbars, ohne daß er es merkt, von sechs Speichen den Schmutz abkratzen und dabei vor- und rückwärts zählen (1, 2, 3, 4, 5, 6, 6, 5, 4, 3, 2, 1), den abgekratzten Schmutz muß man den Pferden im Trank zu saufen geben.

11. Wer nicht ausbuttern kann, muß sich vom Nachbar einen Taler leihen und ihn ins Butterfaß legen. Oder er muß das Butterfaß auf einem Schubkarren siebenmal ums Dorf fahren. Oder es auf einem Wagen im Galopp über drei Grenzen fahren. Oder es fest verschließen und einen Berg siebenmal auf und ab rollen.

12. Um Kröten aus dem Keller zu vertreiben, muß man die Fenster des Kellers verstopfen, eine Kröte verbrennen und den Rauch im Keller lassen, dann verschwinden die Kröten.

13. Das Setzen einer Glucke muß beim Neumond geschehen.

14. Beim Setzen der Gans muß man auf das Tierbild achten: wenn die Gans gesetzt wird unterm Widder, können die jungen Gänschen mit den Schafen zusammen auf die Weide getrieben werden, da ihre Federn ohne Schaden von den Schafen gefressen werden können; unterm Stier können die jungen Gänschen mit den Kühen zusammen geweidet werden, da diese ihnen nichts tun; unter den Zwillingen werden immer zwei Dotter im Ei sein, und die jungen Gänschen gehen ein; unter dem Krebs werden sie krüppelig; unterm Löwen werden sie stark; unter der Jungfrau werden es lauter Gänschen weiblichen Geschlechts; unter der Wage werden sie schwer; unter dem Skorpion bekommen sie Läuse; unter dem Schützen werden sie bissig; unterm Steinbock werden es lauter Gänschen männlichen Geschlechts; unterm

Wassermann werden sie fürs Bruch geeignet; unter den Fischen werden sie tranig.

15. Wenn dem Taufkinde Geld ins Kleid gesteckt wird, so wird es reich, wenn ein Buch oder eine Zeitung, so wird es klug.

16. Wer gut schießen will, muß bei der Kommunion die Hostie ins Taschentuch spucken, in die Flinte laden und zum Schornstein hinausschießen. Er verfällt aber dadurch dem Teufel.

17 Um Mitternacht in der Weihnachtsnacht nimmt man einen ganz schwarzen Kater, steckt seine Vorderpfoten in einen Sack und trägt ihn dreimal um die Kirche, indem man am Schwanz dreht, daß er miaut und schreit. Dann geht man stillschweigend nach Hause. Unterwegs begegnet man einem Junker zu Pferde, und dieser kauft den Kater für einen Taler. Diesen Taler findet man, wenn man ihn ausgegeben hat, abends immer in der Tasche wieder. (Der Aberglaube ist auch in Kielau, Kr. Neustadt, vorhanden. — S. in Strellin und K. in Kielau besaßen solche Taler, der alte Sch. in Strellin einen Dukaten mit derselben Eigenschaft.)

18. Um böse Geister zu vertreiben, muß man mit Mistelzweigen oder einem alten Silbergroschen auf sie schießen.

19. Der Adlerfarn blüht in der Johannismacht um Mitternacht mit roten Blüten. Wer diese auf einem roten seidenen Tuch auffängt, hat Glück, versteht die Sprache der Tiere und weiß, wo Schätze vergraben sind.

20. Wer am Johannistage die Kühe am besten bekränzt hat, dessen Kühe geben die beste Milch.

21. Wer sich beim Johannisfeuer in ein Mädchen verliebt, wird mit ihm glücklich werden.

22. Um einen Dieb aufzufinden, wird ein Erbschlüssel an einem Seidenfaden aufgehängt, dann nennt man die Namen der verdächtigen Personen oder die Häuser, wo man das Gestohlene vermutet, beim Namen des Diebes oder des Hauses bewegt sich der Schlüssel.

23. Wenn die Eule im Dorfe schreit, muß jemand sterben.

24. Wenn der Kater schreit, wird es brennen.

25. Wenn eine Henne kräht, muß sie geschlachtet werden, sonst stirbt jemand im Hause. In die Henne ist der Teufel gefahren, darum muß man sie nach dem Schlachten an den Beinen

aufhängen, damit der Teufel herausfällt. (Dieser Aberglaube findet sich auch in Gossentin, Kr. Neustadt.)

26. Der von den beim Johannisfeuer verwendeten Teertonen herableckende Teer wird gesammelt und am Morgen zum Feueranmachen benutzt. Auch dient er als Mittel gegen Warzen.

27. Als Mittel gegen Warzen dient ein dem Nachbar gestohlenen Stück Fleisch, das mit den Zähnen abgerissen werden muß.

28. Auf dem Strelliner Kirchhofe befindet sich ein Stein mit einer Höhlung, in der sich Regenwasser sammelt. Um Warzen zu vertreiben, muß man sich am Abend vor Johannis bei Sonnenuntergang die Hände mit diesem Wasser waschen und stillschweigend und ohne sich umzudrehen nach Hause gehen.

29. Bei einer Armverrenkung muß man den Patienten an den Armen an der Decke aufhängen und an den Füßen ziehen, bis es kracht.

30. Der Weichselzopf muß zu Neumond abgeschnitten werden, dann wächst er nicht wieder.

31. Am Johannisabend muß man Tymian, weißen Klee, Jesuwundenkraut und Johanniskraut pflücken und trocknen, der hieraus bereitete Tee hilft gegen alle Krankheiten.

32. Wenn jemand von einer Schlange gebissen ist, muß man die Bißstelle mit dem Brautgürtel bewickeln.

---

### Kleine Mitteilungen.

#### 5. Zu der Sage VIII, 2. Mitt. II, 16.

Die hier mitgeteilte Hexengeschichte soll sich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ereignet haben. In Strellin kennt man auch noch die Namen der einzelnen Persönlichkeiten, die jedoch, da noch nahe Angehörige von ihnen leben, nicht genannt werden können. Man erzählt hier auch noch folgendes: Als der Bauer mit der Groß-Schlatauer Hexe nach Strellin kam, war gerade ein Bärenführer im Dorf. Der Bauer gab ihm einen Taler, und der Bärenführer führte den Bären in den Schweinestall, wo dieser die Sachen herauskratzte. Dann mußten alle Weiber aus dem Dorfe zusammenkommen. Der Bär mußte die

Sachen beriechen und wurde vor die Weiber geführt. Dann rief der Bärenführer: »*Chótrna népravíczká, tá nech jídze na stróną!*« (»Die, welche ungerecht ist, die gehe beiseit!«) Keins der Weiber wich. Der Bär erhob sich und brüllte eine alte Frau an, die schon früher als Hexe galt und nunmehr für überführt angesehen wurde. Sie soll auch die Sachen vergraben haben. — Der Aberglaube, daß ein Bär Hexen erkennt, ist auch noch heute verbreitet.

Dr. L.

### Anzeigen.

Von einem unbekanntem Volke in Deutschland. Ein Beitrag zur Volks- und Landeskunde der Kaschubei. Von Ernst Seefried Gulgowski. Mit einem Geleitwort von Professor Heinrich Sohnrey. 88 Abbildungen, 2 Tafeln mit 28 Zeichnungen, 13 Grundrissen und 12 Singstimmen. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW. 11. Preis: brosch. 5 M., geb. 6 M.

In dem vorliegenden Werke habe ich den Versuch gemacht, möglichst alle Gebiete der Volkskunde in der Kaschubei zu berücksichtigen. Neben einem geschichtlichen Überblick werden in einzelnen Kapiteln behandelt: Die Landschaft, Wie das Volk wohnt, Der Hausrat, Die Landwirtschaft, das Erntefest, Der Fischfang, Die Hochzeitsgebräuche, Das Kind, Hausfließ und Volkskunst, Die Volkstracht, Vorurteile, die sich auf die Natur im allgemeinen beziehen, Die Pflanzen- und Tierwelt im Volksglauben, Das Reich der Geister und der übernatürlichen Wesen, Wie das kaschubische Volk sich selbst kuriert, Das Leben in der Dorfgemeinde, Kirchen und Wegekreuze, Tod und Begräbnis, Das Leben im Jenseits. —

Dem Buche geht ein längeres Geleitwort von Professor Sohnrey, Berlin, voran. Es streift zum Teil das politische Gebiet. Von verschiedenen Seiten kam der Einwand, daß dies sich mit einem wissenschaftlichen Werk nicht vereinbaren läßt. Und doch glaube ich, daß das in diesem Falle eine Berechtigung hat. Ich wollte alle Seiten des Volkslebens und der Volkskultur in der Kaschubei berücksichtigen. Und immerhin gehört zur genauen Kenntnis eines Volksstammes auch seine Stellung zum politischen Leben. Das erschien hier um so wichtiger, weil es sich um einen auflösenden Volksstamm handelt. Dieser Auflösungsprozeß ist ein Problem von größtem Interesse und höchster Bedeutung für die Volkskunde und die Geschichte des Volksstammes. —

Gulgowski.

Hausfleiß in der Kaschubei. Von Ernst Seefried Gulgowski. Mit 32 Abbildungen. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW. 11. Preis: 1 M.

Die Schrift behandelt auf 32 Seiten die Wiederbelebung und Einführung des Hausfleißes in Sanddorf und Umgegend. Sie enthält folgende Kapitel: 1. Hausfleißboden in der Kaschubei. 2. Hausfleiß und Volkskunst. 3. Wiederbelebung der Stickereitechnik. 4. Die Weberei. 5. Die Wurzelflechterei. 6. Die Töpferei. 7. Geschäftliche Organisation. 8. Hausfleiß und Landwirtschaft.

*Gulgowski.*

Hausfleißboden in Westpreußen. Von Ernst Seefried Gulgowski. Verlag der Provinzialabteilung Westpreußen des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Straßburg, Westpreußen. Preis: 30 Pf.

Die Arbeit ist als Heft 1 der Schriften der Provinzialgruppe des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege erschienen. Es ist eine Veröffentlichung des Vortrages, den ich auf der Jahresversammlung des Vereins am 1. März 1911 in Danzig gehalten habe. Es wird hier die Frage behandelt, wie weit der Hausfleiß in Westpreußen früher verbreitet gewesen ist, und wie auch heute in einigen Gegenden der Boden für die Einführung einer Hausindustrie sehr günstig ist.

*Gulgowski.*

Volkslieder und Volksreime aus Westpreußen. Gesammelt von Alexander Treischel. Danzig, Theodor Bertling, 1895.

Es hat wohl kaum einen vielseitigeren volkskundlichen Sammler in den letzten Jahrzehnten in Westpreußen gegeben, wie den Rittergutsbesitzer Alexander Treischel auf Hoch-Paleschken im Kreise Berent. Leider fehlt jeder Überblick über seine Arbeiten, die in zahlreichen ethnologischen Schriften erschienen sind. Und doch wären sie eine wahre Fundgrube zur Volkskunde in der Kaschubei. Denn das meiste Material entstammt diesem Landstrich. Soweit mir bekannt, ist die vorliegende Liedersammlung das einzige Werk des Forschers, das in Buchform erschienen ist. Obwohl nach dem Titel »Volkslieder und Volksreime aus Westpreußen« angegeben sind, so sagt der Verfasser selbst, daß das Gebiet der Sammlung sich auf das im Kreise Berent gelegene Dorf Hoch-Paleschken beschränkt. Das Buch enthält 87 Kinderlieder, 80 Abzählreime, 120 Liederbruchstücke, 325 Kleinstücke, mit den Nachträgen zusammen 509 Stücke. Die meisten Lieder sind — wie die beigefügten Parallelen beweisen — aus andern Gegenden Deutschlands hierher durch Handwerksburschen usw. verpflanzt worden. Aber eine ganze Anzahl, wie die Erntekronensprüche, Bindsprüche, sind heimischen Ursprungs. Auch viele Abzählreime stammen aus der Kaschubei.

*Gulgowski.*

Lebende Spinnstubenlieder. Nach Wort und Weise aus Volksmund im ländlichen Ostpreußen aufgezeichnet und erläutert von Dr. Eduard Roese. Deutsche Landbuchhandlung. Berlin SW. 11. 1911.

Das wertvolle Werk bringt 45 Lieder aus Ostpreußen. Sie sind nach Wort und Weise unmittelbar aus dem Volksmunde von dem Herausgeber aufgezeichnet. Die Melodien entsprechen genau der Sangesweise der einzelnen Dörfer. Es ist ein bedeutsamer Beitrag zur Volkskunde. — Ich weise ganz besonders hier auf das Werk hin, weil ich dessen Anschaffung jedem empfehlen möchte, der sich mit Volksliedersammlungen beschäftigt. Und vielleicht dient es zur Anregung, sich mit dem Volksliede in der Kaschubei, das so gut wie gar nicht erforscht ist, eingehender zu beschäftigen.

*Gulgowski.*

Die Provinz Westpreußen in Wort und Bild. II. Teil. Heimatkundliches Lesebuch. Herausgegeben von P. Gehrke, R. Hecker, H. Preuß und W. Schwandt. — Danzig, Verlag und Druck von A. W. Kafemann, G. m. b. H., 1912. 514 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Preis: geb. 10 M., brosch. 9 M.

Es soll ein Heimatbuch für Schule und Haus sein, um die Heimatliebe zu wecken und zu fördern. Das Werk steht auf einem höheren wissenschaftlichen Niveau, als die bisher erschienenen Bücher ähnlicher Art über die Provinz Westpreußen. Für die Mitteilungen kommen nur die die Kaschubei behandelnden Aufsätze in Betracht: 1. Die Halbinsel Hela, von Hans Preuß. Eine geologische Abhandlung. Eine Tafel mit Fischermarken veranschaulicht die Gebräuche bei der Handhabung der Fischerei. — 2. Zwei Tage im Reiche der Hel. Von Paul Paschke. — 3. Von den erratischen Blöcken im Regierungsbezirk Danzig. Von R. Hermann. Die meisten sind in der Kaschubei, im Kreise Berent 9, Danziger Höhe 6, Karthaus 8, Neustadt 20, Putzig 4. An viele Blöcke knüpfen sich Volkssagen an. — 4. Wie die Kaschubei entstand. Von W. Wolf. Eine geologische Studie. — 5. Wanderungen durch die Kaschubei. Von Fritz Braun. Eine landschaftliche Schilderung eines vortrefflichen Kenners der Kaschubei. — 6. Hausfleiß und Volkskunst in der Kaschubei. Von J. Gulgowski. — 7. Karwenbruch. Von A. Krieg. — 8. Die westpreußische Dorfkirche. Von Bernhard Schmid. Erwähnt ist die Holzkirche in Lesno, Kreis Konitz, die als ein Meisterwerk gilt. — 9. Drei Sagen: a) Der Wettwurf bei Gdingen. b) Die Tiege. c) Heiligenbrunn. — 10. Einige Schriftproben aus Westpreußen, darunter zwei kaschubische Rätsel. — 11. Ein eingehender Aufsatz behandelt die westpreußischen Orts- und Flurnamen.

*Gulgowski.*

Geschichte der Stadt Stolp. Erster Teil. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Dr. Rudolf Bonin, Mittelschullehrer, Stolp. Verlag von Heinrich Langenhagen. Stolp 1910. 141 S.

Die den »ersamen und vorsichtigen burgermeistern und ratmannen der stadt Stolp« gewidmete Arbeit entstand auf Veranlassung und mit Unterstützung des Magistrats zum 600jährigen Jubiläum der deutschen Rechtsstadt Stolp am 9. September 1910. Sie ist keine Festschrift im üblichen Sinne, sondern der erste Teil einer objektiven Gesamtdarstellung der Stolper Stadtgeschichte. Der Verfasser hat bei seiner durchaus wissenschaftlichen Arbeit nicht nur die beiden bloß noch vereinzelt vorhandenen Werke von dauerndem Werte — Haken »Drei Beiträge zur Erläuterung der Stadtgeschichte von Stolp« (1866) und Kratz-Klempin »Die Städte der Provinz Pommern« (1897) — benutzt, sondern auch die in den letzten 40 Jahren veröffentlichten großen Urkundensammlungen und das in Stolp, Stettin, Danzig und Königsberg vorhandene archivalische Material ausgiebig verwertet. Die dem Text fortlaufend beigegebenen Nachweise über Quellen und Literatur machen das Buch besonders wertvoll. Um den reichen Stoff nicht in eine Menge von Einzelheiten und Kleinigkeiten zerfallen zu lassen, ist er derart angeordnet, daß bei chronologischem Fortschreiten die Stadtgeschichte in dauerndem Zusammenhang mit der pommerschen Landesgeschichte gehalten wird. Dadurch wird auch — nach des Verfassers Absicht — eine Zersplitterung des Interesses verhütet. Im Gegensatz zu andern Geschichtsbüchern wissenschaftlicher Art, die durch die Fülle von Namen und Daten ermüden und darum nur wenige Leser finden, durchweht die vorliegende Stadtgeschichte eine belebende Frische, so daß diese Arbeit nicht nur für einen engen Kreis von wissenschaftlich Gebildeten von Interesse ist, sondern wegen ihres durchsichtigen Stils Eingang in viele Stolper Bürgerhäuser gefunden hat.

Und für seine Mitbürger hat Dr. Bonin vorzüglich das Werk verfaßt.

Es beansprucht somit in erster Linie lokales Interesse. Daneben bietet es eine Fülle kulturhistorischer Momente. Wenngleich die ersten Anfänge von Stolp auf Slaven zurückgeführt werden, so setzt doch recht früh mit der beginnenden Auflösung des pommerellischen Staates und der Herrschaft der brandenburgischen Markgrafen die deutsche Zeit für Stolp ein. In dieser zum 600jährigen Jubiläum der Erhebung des Fleckens Stolp zur Stadt mit deutschem Rechte herausgegebenen Festschrift tritt naturgemäß die Germanisierung Pommerns und die Beleuchtung des deutschen Wesens der Stadt Stolp in den Vordergrund.

Bemerkenswert ist die Erklärung des Namens Stolp. Die bis in die neueste Zeit festgehaltene Deutung Stolp = Säule erscheint Dr. Bonin für unhaltbar. Er wendet sich der Erklärung zu, die ihm Dr. Lorentz-Karthaus hat zukommen lassen. Danach ist der ursprüngliche Ortsname Slupsk (kassubisch) oder Stolpsk (polnisch) (?) eine adjektivische Weiterbildung des Flußnamens Slup (Slupa) oder Stolpa. Slup oder Stolp heißt aber nicht

nur Säule, sondern auch Fischwehr. Daher bedeutet Stolp soviel wie »Ort am Fischwehr«. —

Seiner objektiven Darstellung entsprechend verschweigt Dr. Bonin auch nicht Tatsachen, die, um ein modernes Wort zu gebrauchen, als »unfair« erscheinen müssen. So untersucht er z. B. die Berechtigung des auch über das Weichbild von Stolp bekannten Verschens:

»O Stolpe, du bist ehrenrick,  
Im Lande findt man nicht dyn glyek,  
Du hast dy dreimal löst vom Pande,  
Des hast du Roem im ganzen Lande.«

Gewiß hat sich 1341 Adel und Stadt zu tatkräftiger Selbsthilfe zusammengefunden, als der Deutsche Ritterorden sich in der ganzen Blöße eines Wucherers zeigte, indem er den jungen Bogislaw V. zu einem für den Schuldner schmähhlichen Pfandvertrage drängte. Damals gab Ritter und Bürger soviel, als ihm die eigene Armut gestattete, Frauen und Mädchen, heißt es, opferten hochherzig ihre Schmucksachen und bald konnten die jungen Wolgaster Herren in die gelöste, ihnen wiedergewonnene Stadt einziehen. Der rühmende Vers entstand aber viel später, zu einer Zeit, als die Stadt Stolp in einem unerquicklichen Handel mit dem Deutschen Ritterorden stand. Voraussetzungen und Folgerungen sind in dem Verschen gleich falsch. Stolp hatte entgegen seinem Vertrage von 1400 Mark nur 50 Mark zurückgezahlt und war trotz der schärfsten Mahnbriefe (. . . . So oft wir euch auch ernstlich um Bezahlung schrieben, so ist euch unser Geld doch lieber als eure Ehre . . . .) über 20 Jahre hindurch mit 1350 Mark in Rückstand geblieben. Erst 40 Jahre nach Aufnahme der ersten Schuld konnte der Hochmeister eine Gesamtquittung ausstellen (1425).

Dieselbe ruhige Darstellung des Sachverhaltes zeichnet das Buch auch in den Teilen aus, wo die Einführung der Reformation behandelt wird. Es wird auf die Übertreibungen der Zeitgenossen in deren Briefen und Berichten hingewiesen und besonders die hohe Selbsteinschätzung Dr. Amandus ins rechte Licht gerückt, der mit »bedenklichen Mitteln« für die Reformation in Stolp gewirkt hat.

Zum Schluß sei die einzige Illustration, das Titelbild, erwähnt, das die Stadt Stolpe nach der Karte von Eilhard Lupinus (1618) darstellt. Außerdem ziert noch das Wappen der Stadt den Umschlag des Buches. Noch einige weitere Bilder — Karten, Gebäudeansichten, Urkunden, Faksimiles — wären gewiß eine wertvolle Zugabe geworden. *L. Borkowski.*

»O Stolpa, du bist ehrenreich . . .« Kulturgeschichtliche Beiträge zur Kirchen- und Stadtgeschichte von Stolp. Zum 600jährigen Jubelfeste der Stadt und der Marienkirche. Herausgegeben von Walther Bartholdy, Superintendent und Pastor



prim. an St. Marien. Stolp 1910. Druck der W. Delmanzosen Buchdruckerei. 576 S.

Der Titel des Jubiläumsbuches ist einem alten Vers entnommen, in dem sich Selbstbewußtsein und edler Stolz ehrenwerter Bürger widerspiegelt und innige Liebe zur ruhmreichen Vaterstadt bekundet. Auf diesen Ton ist auch das vorliegende Werk gestimmt, wodurch es zu einem wahren Festbuche wird. Es ist keine geschichtliche Arbeit rein wissenschaftlichen Gehalts, die lückenlos die 600 Jahre der Stadt Stolp durchheilt, sondern eine interessante Reihe anschaulicher kulturgeschichtlicher Bilder.

Der Verfasser berichtet selbst, daß ihn Melanchthons Wort: »turpe est domestica ignorare!« (»Schimpflich ist's, nicht Bescheid zu wissen in dem, was die Heimat betrifft!«) mit dazu bewogen hat, sich genau vertraut zu machen mit der Vergangenheit seiner Gemeinde. Die Frucht seiner emsigen 14jährigen Arbeit liegt in dem stattlichen Bande vor.

Es sind keine großen, welterschütternden Ereignisse, die an dem Auge des Lesers vorüberziehen. Wir blicken aber hinein in das fleißige Schaffen und Treiben einer kleinen Acker- und Landstadt, deren Bürger in Freud und Leid, in trüben Tagen und frohen Stunden sich ehrlich und ehrenreich hielten. Durch sechs Jahrhunderte führt der Weg, der das kleine wendische Fischerdorf und die alte Ansiedlung slavischer Hirten zu einem starken deutschen Gemeinwesen aufsteigen ließ. Brandenburgische Markgrafen haben das Samenkorn der deutschen Stadt in pommersche Erde gelegt, die Herzöge aus dem Greifengeschlecht haben ihr Wachstum behütet, Preußens Könige haben ihren Schild in Kriegsstürmen über die Mauern gehalten.

Die beiden ersten Jahrhunderte Stolper Geschichte werden in zwei kurzen Kapiteln behandelt, und die »Besiedlung Pommerns durch die Deutschen« wird besonders betont. Das dritte Kapitel gibt bereits eine Schilderung der »deutschen Stadt Stolp um das Jahr 1520«. Im fünften Kapitel lernen wir die »Bürger und Handwerker in Stolp im 16. Jahrhundert« kennen, und die aufgeführten Artikel der »Statuta civitatis Stolp« nebst einer »aus den Kirchenregistern ausgezogenen« Preisliste (1590—1600) machen das Bild noch anschaulicher.

Ausführlicher wird »das kirchliche Leben in Stolp vor der Reformation« (6. Kap.) und »die Einführung der Reformation in Stolp« (7. Kap.) dargestellt. Die nach einem alten Protokollbuch des Magistrats wiedergegebene Predigt des ersten evangelischen Pastors an St. Marien ist besonders erwähnenswert. In späteren Kapiteln schreibt Bartholdy die Geschichte der Marienkirche und ihrer Geistlichen.

Das zehnte Kapitel zeigt uns, wie in der »glücklichen Zeit« zwischen der Reformation und den Schrecken des 30jährigen Krieges die Kleiderpracht überhand nimmt, so daß der Rat mit einer »Policey-Ordnung Eines Ehrenvesten Wollweisen Rahts der Stadt Stolp« einschreiten muß. Ein trauriges Kapitel ist das über »Hexenprozesse und Aberglauben« (12. Kap.).

Von besonders volkskundlichem Interesse ist die Schilderung der »Schützengilde und des Windelbahnfestes« im 14. Kapitel. Das Windel-

bahnfest ist ein altes Maifest, das früher alljährlich am Mittwoch nach Pfingsten, jetzt alle drei Jahre von der Schuhmacher-Bruderschaft unter allseitiger Teilnahme der Bevölkerung von Stolp gefeiert zu werden pflegt. Die hierbei üblichen Verse sind wiedergegeben. Ein besonderes Kapitel ist den Stolper Husaren (17. Kap.), ein anderes Marschall Vorwärts (19. Kap.) gewidmet. Das letzte würdigt eingehend »Heinrich Stephan, den Ehrenbürger von Stolp«. Die Schilderung der allgemeinen Stadtgeschichte bricht mit den im vorletzten Kapitel gegebenen »Stolper Bildern aus den fünfziger Jahren« ab. »Einem andern soll es vorbehalten sein, von der neuen Zeit zu erzählen, die sich aus der unruhigen Bewegung von 1848 entwickelt hat.«

Dem Buch ist ein Quellennachweis und ein Orts- und Personenregister beigegeben.

*L. Borkowski.*

O Panu Czorlińscim co do Pucka po sece jachoł. Zełgoł dla swoich druchów kaszubskich Jarosz Derdowski. Kosztem Społki Wydawniczej E. G. m. b. H. z Koscesznie.

Das vorliegende Werkchen ist eine unveränderte Neuauflage des im Jahre 1880 erschienenen Epos, humoristischen Inhalts von einem kaschubischen, nicht talentlosem Dichter, der nach vielen Irrfahrten in Amerika 1902 verstorben ist. Der Dialekt ist der in Wielle und Umgegend gebräuchliche, jedoch finden sich viele rein polnische Formen, die der Dichter aus seiner Studienzeit herüberbrachte. Das Büchlein zeichnet sich aus durch treffende Schilderungen der Kaschubei und durch einen dem Volke eigenen urwüchsigen Humor. Folkloristisch ist es wegen seiner vielen kaschubischen Scherze und Schilderungen des Volkslebens von Bedeutung.

*K.*

Die Ortsnamenänderungen in Westpreußen gegenüber dem Namenbestande der polnischen Zeit. Von Max Bär und Walther Stephan. Danzig, Verlag von A. W. Kafemann G. m. b. H., 1912. Preis: 4 M.

Auf dies soeben erschienene vortreffliche Werk weise ich heute nur kurz hin. Eingehende Besprechung im nächsten Heft.

*G.*